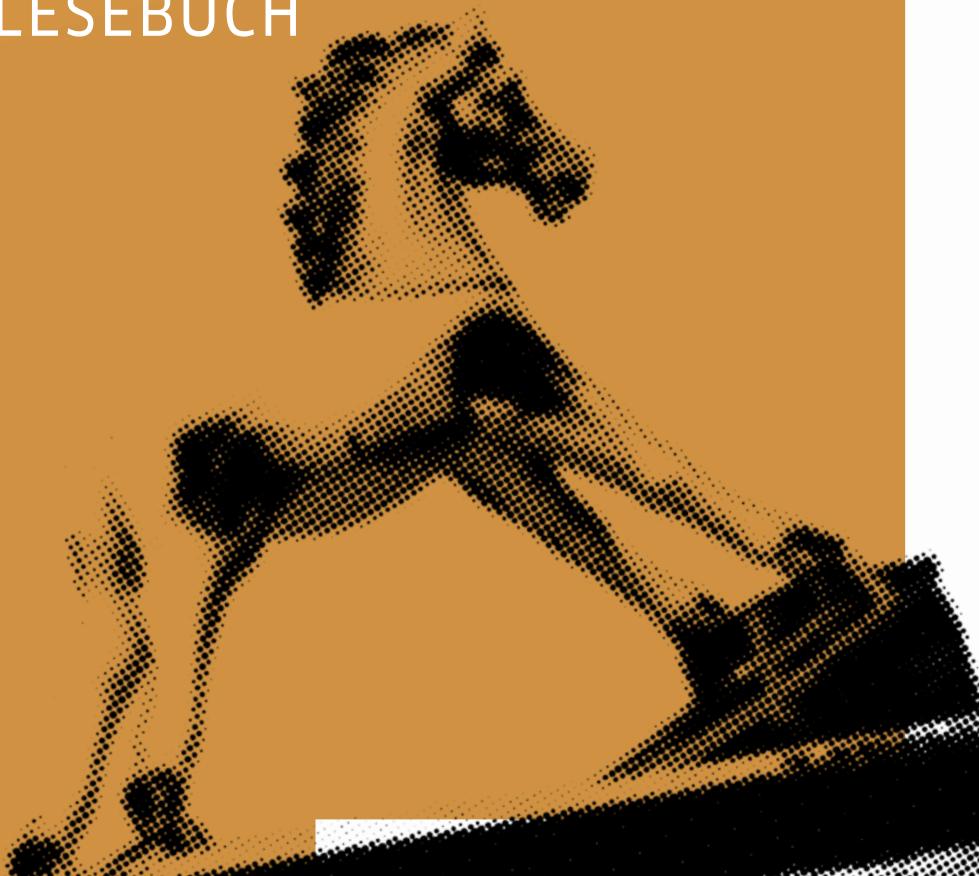


Kulturregion Aachen ● Kulturregion Bergisches Land ● Kulturregion Hellweg
● Kulturregion Münsterland ● Kulturregion Niederrhein ● Kulturregion Ost-
westfalen-Lippe ● Kulturregion Rheinschiene ● Kulturregion Ruhrgebiet ●
Kulturregion Sauerland ● Kulturregion Südwestfalen



stadt.land.text

EIN NRW-LESEBUCH



10
KULTUR-
REGIONEN
IM BLICK

stadt.land.text
EIN NRW-LESEBUCH

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

Stadtschreiber waren im Mittelalter oftmals das eigentliche Zentrum ihrer Region. Auf ihren Schreibtischen lief zusammen, was das öffentliche Leben ausmachte: Veranstaltungen und Termine, Korrespondenzen und persönlicher Austausch, politische Entscheidungen und Verwaltungsakte, Kultur und gesellschaftliche Anlässe. Die daraus verfassten Texte bestimmten nicht nur die öffentliche Agenda. Sie prägten auch die Art und Weise, wie die Menschen über diese Themen sprachen – und damit die Identität der gesamten Region.

Im Rahmen der Regionalen Kulturpolitik, dem Instrument der Landesregierung zur Förderung regionaler Kulturprojekte, hat meine Heimatregion Aachen diese Tradition vor einiger Zeit wiederbelebt. Das Projekt *stadt.land.text* verleiht ortsfremden Autorinnen und Autoren Stipendien, damit diese als Regionsschreiberinnen und Regionsschreiber auf Zeit das alltägliche und kulturelle Leben festhalten. Themen und Stimmungen verarbeiten sie zu Geschichten, die sie in Blogs und auf Lesungen veröffentlichen. Es hat sich gezeigt, dass Kommunen, lokale Medien, Kultureinrichtungen und gesellschaftliche Initiativen diese Eindrücke gern aufgreifen. 2017 haben wir *stadt.land.text* NRW auf das ganze Land ausgeweitet. 70 Jahre nach der Gründung Nordrhein-Westfalens stellte sich die Frage nach einer gemeinsamen Identität auf besondere Weise. Zehn Autorinnen und Autoren erhielten Stipendien – und den Auftrag, die Kulturregionen Aachen, Bergisches Land,



Hellweg, Münsterland, Niederrhein, Ostwestfalen-Lippe, Ruhrgebiet, Rheinschiene, Sauerland und Südwestfalen literarisch-journalistisch neu zu vermessen.

Vier Monate lang reisten sie als Regionsschreiberinnen und Regionsschreiber durch das Land. Sie fuhren im Bulli von Gemeinde zu Gemeinde, schrieben öffentlich in Zügen und Bussen oder schufen sich ein persönliches Zentrum, um von dort aus Leute und Leben zu beobachten. Ihre Kurzgeschichten, Reportagen und Porträts sind Protokolle der Einzigartigkeit dieser Kulturregionen. Nebeneinander gestellt umreißen sie die Identität eines ganzen Bundeslandes.

Eine Auswahl ihrer Texte finden Sie in diesem Lesebuch. Ich lade Sie herzlich ein, die Regionsschreiberinnen und Regionsschreiber auf ihrer Reise zu begleiten und mit ihnen gemeinsam die kulturelle Vielfalt NRWs neu zu entdecken.

Ich wünsche Ihnen eine spannende und anregende Lektüre!

J. Gitta - Poensgen

Isabel Pfeiffer-Poensgen

Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen

Das Lesebuch Stadt Land Text NRW 2017

Der Inhalt

2

Vorwort

Isabel Pfeiffer-Poensgen

Ministerin für Kultur und
Wissenschaft des Landes
Nordrhein-Westfalen

6

Stadt Land Text NRW 2017 Das Projekt

8

Die Schreiberinnen und Schreiber



10

Kulturregion Aachen Europe Calling



28

Kulturregion Bergisches Land

Utopisten und
Pragmatiker



46

Kulturregion Hellweg Die Drehscheibe



64 Kulturregion Münsterland

Natürlich voller Ideen



82 Kulturregion Niederrhein

Ein unverwechselbares kulturelles Gesicht



100 Kulturregion Ostwestfalen-Lippe

Verknüpfung von Großstadt und Landschaft



118 Kulturregion Rheinschiene

Pulsierende Urbanität und ursprüngliche Landschaft



138 Kulturregion Ruhrgebiet

Mythos, Menschen, Metropole



158 Kulturregion Sauerland

Mehr als Wald und Wiesen



176 Kulturregion Südwestfalen

Harmonie zwischen Mensch und Natur

196+197
Impressum,
Impressum Gesamt-Projekt

20 Jahre Regionale Kulturpolitik

stadt.land.text NRW 2017

Das Projekt

NRW. Wie es tickt, wie es aussieht, was die Leute treiben, welche Arten von Heimat entstanden und vergangen sind: Das haben 10 Schreiberinnen und Schreiber festgehalten, die von Juli bis Oktober 2017 in den großen und kleinen Städten, in Dörfern, Gewerbeparks, Kirchen, Supermärkten, Klöstern, Museen und auf Spielplätzen unterwegs waren. Und überall sonst.

Das Projekt hieß „stadt.land.text NRW 2017“. Anlass dafür war das Jubiläum „20 Jahre Regionale Kulturpolitik“. Mit diesem Programm fördert NRW die Kultur mit viel Gewinn in den 10 Kulturregionen. Jede dieser Kulturregionen hatte ein viermonatiges Stipendium an eine Autorin bzw. einen Autor vergeben. Sie sollten, ähnlich wie einst die mittelalterlichen Stadtschreiber, von regionalen Geschehnissen und Befindlichkeiten journalistisch-literarisch erzählen.

Veröffentlicht wurden die Texte fortlaufend in einem Blog, dazu gab es zahlreiche Lesungen der Autorinnen und Autoren. Diese trafen beim Publikum auf ein derart großes Interesse, dass fast von selbst die Idee aufkam, eine Auswahl der bunten Texte und begleitenden Bilder in einem Buch zusammenzustellen.
Das Ergebnis sehen Sie hier vor sich.

Die zehn
Kulturregionen
auf einen Blick



stadt.land.text
10 Kulturregionen im Blick

NRW
2017

Auf einen Blick

Die Schreiberinnen und Schreiber



Schreiberin
für die Kulturregion Aachen:
Slavica Vlahović
Seite 10



Schreiber
für die Kulturregion Bergisches Land:
Dimitri Manuel Wäsch
Seite 28



Schreiber
für die Kulturregion Hellweg:
Matthias Jochmann
Seite 46



Schreiberin
für die Kulturregion Münsterland:
Claudia Ehlert
Seite 64

Schreiberin
für die Kulturregion Niederrhein:

Deborah Kötting

Seite 82



Schreiberin
für die Kulturregion Ostwestfalen-Lippe:

Theresa Hahl

Seite 100



Schreiberin
für die Kulturregion Rheinschiene:

Marie-Alice Schultz

Seite 118



Schreiberin
für die Kulturregion Ruhrgebiet:

Melanie Huber

Seite 138



Schreiberin
für die Kulturregion Südwestfalen:

Lisa Kaufmann

Seite 176



Schreiber
für die Kulturregion Sauerland:

Christian Caravante

Seite 158





Kulturregion Aachen: Europe calling!

01



Es ist die erste Stunde meines neuen Lebens in Aachen. Ich betrete die laute Straße, irre um den Block, steige in den Bus und lande mitten in Aachen, am „Bushof“, da, wo im Minutentakt aus allen Richtungen Busse ein- und ausfahren.

Mein Magen knurrt.



KULTURREGION AACHEN



An der Kreuzung registriere ich ein Gasthaus aus verwittertem Stein und verblassten Fugen. In meinem Magen bebt die aufregende Zeitreise durch Alt-Breinig. Ich bin müde, habe Durst. Und einen Bärenhunger. Doch die „Stille Liebe“ gähnt, hat Ruhetag.

An der Pforte werde ich registriert und dann einem jungen Doktoranden aus Erkelenz übergeben, der mir die nächsten zwei Stunden gehört. Sebastian von Helden, mein persönlicher Führer, erforscht in Jülich die durchsichtige Keramik, erfahre ich, als wir auf dem Fahrrad über das riesige Gelände des Jülicher Forschungscampus kurven.

Schreiberin für die Kulturregion Aachen: **Slavica Vlahović** ist in Sarajevo mit Hardrock und Partisanenfilmen aufgewachsen und lebt seit 25 Jahren in Deutschland. An der Philosophischen Fakultät in Sarajevo schloss sie den Studiengang Komparatistik und Philosophie ab. Kurz vor dem Krieg wurde sie nach Deutschland verschlagen. In Augsburg studierte sie Deutsch als Fremdsprache, beim Adolf-Grimme-Institut in Marl schloss sie ein zweijähriges Rundfunkvolontariat ab und arbeitet seitdem freiberuflich als Journalistin, Autorin und Medienpädagogin u.a. für den WDR. Mit der Serie „Mein Nachbar, das unbekannte Wesen“ war sie für den Europäischen Medienpreis für Integration nominiert.

Ohne Berührungsängste, dafür mit rebellischem Willen und einem unverwechselbaren Akzent, der ihrem wilden Balkan treu geblieben ist, startete Slavica Vlahovic unter dem Motto „Mein Stammtisch im Wunderland“ ein neues Abenteuer in der Region Aachen.



Maria, die „gute Seele“ vom Kloster Steinfeld

Ich wollte immer wissen, was ein Mädchen dazu treibt, ins Kloster zu gehen. Wie diese Entscheidung getroffen wird? Was sie dazu motiviert, ihr Leben Tag und Nacht als „fromme Dienerin“ zu verbringen? Nun steht vor mir eine Frau im fortgeschrittenen Alter, die meine Mutter sein könnte. Sie sieht ihr ähnlich: dieselben hellen, lebendigen Augen, hohe Wangen, ein dunkler Rock, das helle Hemd, keine Uniform. Sie lächelt mich an, nicht weniger neugierig auf mich als ich auf sie. Ich fühle mich wohl bei ihr, habe keine Hemmungen, stelle ihr Fragen, die ich einer Nonne oder einer Ordensschwester schon immer stellen wollte und mich nie getraut habe.

Wenn Maria Goretti Augustin, 78, gütige Augen, Igelfrisur, glänzende Zähne, zurück auf ihr Leben blickt, strahlt sie Ruhe und Gelassenheit aus. Ob sie alles richtig gemacht habe, das wisse der Herr besser als sie. Sie habe ihm, dem Allmächtigen, ihr Leben geschenkt, ihre Träume anvertraut, ihre Ängste auch, sie habe ihre Geltübdie abgelegt für ihn, Gott, den Schöpfer, um für die Menschen „da“ zu sein. Eine Art Eid, ein Versprechen, das sie „mit Herz und Seele“ immer gehalten habe. „60 Jahre lang“.

Für Gott und die Menschheit da sein

Als Maria noch Rosa heißt, macht sich ihre Mutter große Sorgen. Das Mädchen, fünfzehn Jahre alt, gerade nicht mehr Kind, lebendig, neugierig, ganz dieser Welt zugewandt, habe nicht nur den Jungs den Kopf verdreht.

Rosa will alles sehen, hören, riechen, alles erleben. In einem Kloster will sie sogar drei Tage lang versuchen, zu schweigen. Die Ordens-Schwester, die die Einkehrstage organisiert, muss über das Mädchen laut lachen:

„Aber nicht Du, Rosa! Länger als eine Minute still zu bleiben, das schaffst Du, mein Kind, sowieso nicht!“

Diese Worte ärgern Rosa und wecken ihren Ehrgeiz. Gepackt vom Trotz und dem Willen, allen und sich zu beweisen, sie könne alles, auch drei Tage schweigen, geht sie mit der frommen Mädchengruppe in ein Schweigekloster: Und sie schafft es. Tatsächlich hält sie drei Tage lang komplett ihren Mund. Sie sitzt ruhig und hört Stille. In der Stille begegnet sie einer Stimme. Rosa hört diese Stimme in sich wie eine Vision, die so „klar, so entschlossen“ gewesen sei wie nichts bis dahin:



„Ich will für Gott und die Menschheit da sein! Ich will eine Ordensschwester werden!“

Ihre Mutter habe nur den Kopf geschüttelt, als Rosa nach drei Tagen Schweigekloster nach Hause kommt mit ihrem frommen Wunsch.

„Ach, Kind, Du machst mich noch wahnsinnig. Hattest du vor dem Kloster nicht eine andere Vision? Wolltest Du nicht Mutter von 12 Kindern werden? Eine große Familie haben? Nun willst Du die Welt retten: für Gott und die Menschheit da sein!“

Rosas Vision: Gott

Rosa schweigt zuerst und kämpft dann. Wie ein Mantra wiederholt sie, sie wolle in das Kloster gehen, sie wolle Gott und der Menschheit dienen, sie wolle in einen Orden eintreten, bis ihre Eltern schließlich ihren Widerstand aufgeben.

Diese Sätze hören sich in den Ohren von Rosas Eltern wie eine kaputte Schallplatte an, wie eine Schleife, sich unendlich wiederholend wie ein Wahn. Sie sind besorgt, wissen nicht, wie sie ihre einzige Tochter zu Vernunft bringen sollen. Der Vater, ein verschlossener, in sich gekehrter Mann, vom Krieg gezeichnet, versucht sein Kind mit

Versprechungen zu lenken: Er wolle Rosa, seiner Tochter jetzt schon alles geben, ihr sein ganzes Vermögen hinterlassen, jetzt schon sie glücklich sehen. Rosa schweigt. Sie sei glücklich, wenn ihre Eltern sie gehen ließen, sagt sie. In den Orden. Zu den Salvatorianerinnen.

Die Eltern weinen, segnen sie, und dann lassen sie ihre Rosa ziehen..

Mit 17 tritt Rosa in den Orden der Salvatorianer ein und nimmt einen neuen Namen an. Es ist der Name eines italienischen Mädchens, das gerade im Vatikan heiliggesprochen wird. Maria Goretti, die Märtyrerin, die um ihre Unschuld gekämpft hat bis zum Tod, ist ab jetzt ihr Vorbild.

Wie ein Mantra wiederholt sie, sie wolle in das Kloster gehen, sie wolle Gott und der Menschheit dienen, sie wolle in einen Orden eintreten, bis ihre Eltern schließlich ihren Widerstand aufgeben.

Stimme der Stille

Rosa kam, ein Jahr bevor der Krieg ausbrach, in Plattling bei Passau zur Welt als erstes, als erwünschtes, mit „Liebe und Freude umarmtes“ Kind.

Ihr Vater muss an die Front. Das Kind erinnert sich an ihn kaum. Maria erinnert sich an Wiesen, Wälder, Bäche. Das schöne grüne Bayern, ihre Heimat taucht immer wieder in ihren Träumen auf. Auch die Tränen ihrer Mutter, ihr Zittern als die Schüsse, „die Donner des Krieges“, zu ihnen nach Bayern kamen. Der Vater kam aus dem Krieg wie gebrochen. Das lebendige, aufgeweckte Kind fühlt sich manchmal sehr einsam; eingequetscht zwischen den schweigsamen Eltern, der besorgten Mutter und dem traurigen Vater, träumt Rosa manchmal von einer großen Familie. Sie will 12 Kinder haben.

Doch dann hört sie in der Stille des Schweigeklosters diese Stimme und folgt ihr. Sie verlässt ihre Eltern und wandert, wie von ihr verlangt, von einem Kloster des Ordens zum nächsten. Sie entdeckt die Bundesrepublik kreuz und quer. Im Allgäu, auf ihrer ersten Station, beginnt sie, in einem Kindergarten zu helfen. In Schweinfurt arbeitet sie in einem Krankenhaus als Pflegehelferin. In Horrem bei Köln wird sie Postulantin, Nonne auf Probe. Ein Jahr später legt sie in Köln ihr Gelübde ab.

Als Ordensschwester dient sie in den nächsten vier Jahren in Westfalen. In Warburg wird sie das „Mädchen für alles“. Sie hilft, wo sie gerade gebraucht wird: in der Küche, Wäscherei, im Garten, bei der Erziehung der Heimkinder.

Die Arbeit mit den Kindern habe ihr so große

**Die Arbeit mit den Kindern
habe ihr so große Freude
gemacht, sagt Maria, dass
daraus ihr Beruf wird.**

Freude gemacht, sagt Maria, dass daraus ihr Beruf wird. In Dortmund hat sie in den 1960er Jahren ihre Erzieherinnenausbildung absolviert und wird dann in die Eifel nach Kall-Urfelden versetzt. Hier findet sie ihre Berufung. Sie erzieht in den nächsten 30 Jahren 177 Kinder: schwer erziehbare Kinder, Kinder aus schwierigen, zerrütteten Familienverhältnissen, Kinder von alkohol- und drogenabhängigen Eltern, Kinder, die viel Leid und Gewalt erlebt und gesehen haben, Kinder, die wenig Liebe gespürt haben, Kinder, die keiner will.

Marias 177 Kinder

Marias ganze Freude, Marias ganze Sorge, Marias Leben: Die Kinder. Keine zwölf eigenen, wie sie sich das als junges Mädchen gewünscht habe. Dafür 177 Heimkinder! Jungs im Alter von 12 bis 14: verlassen, misshandelt, empfindsam, traurig, aggressiv, zart.

„Alle Geschöpfe Gottes“, sagt sie.

Sie habe sie herzlich empfangen und geduldig getröstet, unterrichtet, motiviert, ihnen geholfen, wieder auf die Beine zu kommen. Mit jedem einzelnen habe sie gelitten, gehofft und sich gefreut.

Am Anfang, als sie ins Internat kam, sei sie noch jung gewesen. Der Ton im Internat war streng, barsch und autoritär. Die Kinder sollten mit Regeln und Rute gerade gebogen werden und wurden „mit fester Hand“ geziert. Sie sei grundsätzlich immer dagegen gewesen. Sie sei mit den Kindern milder, freundlicher umgegangen, habe sie angelächelt, ihnen vergeben, mit ihnen geredet, an sie geglaubt.

„Laissez-faire“ kontra autoritär

In den Siebzigerjahren sei es dann zu großen Veränderungen in den deutschen Internaten gekommen. „Über Nacht und per Gesetz“. Der Erziehungsstil verwandelte sich in ein „Laissez-faire – lass

„Wenn sie Liebe spüren, wenn sie sich auf jemanden verlassen können, dann können ihre schlimmsten Verletzungen geheilt werden. Dann verändern sich Kinder, werden fröhlicher, entspannter.“

jonn!“. Und habe die Kinder machen lassen, was sie wollen.

„Auch falsch!“ meint Maria, die erfahrene Erzieherin. Die Kinder hätten sich beschwert, niemand interessiere sich für sie, hätten sie gesagt. Überhaupt keine Regel, überhaupt keine Strenge täte den Kinder genauso wenig gut wie „zu viel Strenge, zu viel Rute, zu viele Regeln“. Kinder suchten Halt.

„Und was Kinder vor allem brauchen ist die Liebe!“ sagt Maria. „Wenn sie Liebe spüren, wenn sie sich auf jemanden verlassen können, dann können ihre schlimmsten Verletzungen geheilt werden. Dann verändern sich Kinder, werden fröhlicher, entspannter.“

Maria Gorretti wird bald Leiterin des Internates und arbeitet dort bis zur Pensionierung.

Zweifel und Pflege

Ob Sie Zweifel gehabt habe, die richtige Entscheidung damals getroffen zu haben, frage ich.

„All diese Jahre...?“

„Zweifel? Naja... wer hat keine Zweifel?!“ sagt Maria.

Die Zweifel gehörten zum Glauben. Für ihre Entscheidungsfreude sei sie sehr dankbar. Die Entscheidung sei weniger wichtig als ihre „Pflege“. Egal was man im Leben entscheidet, man müsse es „pflegen“. Wer heirate, Kinder habe, solle das pflegen. Genau wie die Entscheidung für den Orden.

„Alles braucht Pflege. Ohne Pflege geht alles kaputt.“

Die Zweifel gehörten zum Glauben. Für ihre Entscheidungsfreude sei sie sehr dankbar. Die Entscheidung sei weniger wichtig als ihre „Pflege“. Egal was man im Leben entscheidet, man müsse es „pflegen“. Wer heirate, Kinder habe, solle das pflegen. Genau wie die Entscheidung für den Orden.

Maria glaubt, dass nichts verloren gehe, was man pflege. Es bleibe für immer.

„In diesem oder in einem anderen Leben.“

An das ewige Leben glaube sie selbstverständlich!

„Wir Menschen haben den Himmel auf der Erde. Unser Schöpfer hat uns die Fähigkeit gegeben, aus Himmel und Erde alles zu schaffen. Gott hat uns den freien Willen dazu gegeben! Voilà“.

Schmerztabletten

Nach der Pensionierung zog Sr. Maria Goretti Augustin aus dem Hermann-Josef-Haus in Urft in das Kloster Steinfeld. Hier begeistert sie Gäste für Meditation, Gebet und Geistlichkeit.

Aus dem früheren Internat im Kloster Steinfeld ist inzwischen ein topmodernes Gästehaus entstanden, in dem Geschäftsleute, Hipster und Künstler Ruhe und Inspiration suchen. Maria Goretti Augustin, 78, genießt ihre Gesellschaft.

Sie freue sich, von ihnen „frische, windige Energie“ zu bekommen und ihnen etwas von ihrer „Ruhe,

Liebe und Freude“, die sie in all diesen Jahren im Dienste Gottes für die Menschheit gewonnen habe, „im Gegenzug“ zu geben. Und sie freue sich und sei Gott dankbar, dass das Kloster dank eines tüchtigen Geschäftsmannes, „einem aus der Gegend“, und seines Managers, der als Kind im Kloster zur Schule gegangen sei, jetzt weiterhin existieren könne und sie und ihre drei Mit-Schwestern und die neun Patres da leben und beten lasse.

„Mit Geduld, Freude und Dankbarkeit“, trage Maria alle ihre Kreuze. Sie erzählt von ihrem Brustkrebs, der Operation, der Chemotherapie, den Bestrahlungen, der Prothese, einem Fahrradsturz, einem Hund, der sie gebissen hat, gerade als sie sich von den Strapazen der Krankheit erholt hatte, mit einem Lächeln. Ich traue meinen Ohren nicht und glaube etwas falsch verstanden zu haben.

„Aber das muss doch alles furchtbar wehgetan haben. Wie kommen Sie mit Schmerzen klar?“

„Ach, Schmerzen...! Es gibt so wunderbare Schmerzmittel“, sagt Maria und lacht so herzlich, als ob sie einen guten Witz erzählt hätte.

Maria Rosa Goretti Augustin, „die gute Seele“ wie alle im Kloster die Schwester nennen, habe vor 60 Jahren einen „Deal mit dem Herren“ abgemacht. Sie diene ihm und allen seinen Geschöpfen, „ohne Wenn und Aber“, leidenschaftlich, ehrlich, geduldig, und ER trägt dafür all ihre Ängste, beruhigt ihre Zweifel, stillt ihre Schmerzen.

Ich bin perplex. Alles habe ich erwartet, aber nicht so eine profane Antwort, so unpathetisch, ehrlich, eine, die dazu auch noch stimmt. Ich habe keine Fragen mehr.

Maria Rosa Goretti Augustin, „die gute Seele“ wie alle im Kloster die Schwester nennen, habe vor 60 Jahren einen „Deal mit dem Herren“ abgemacht. Sie diene ihm und allen seinen Geschöpfen, „ohne Wenn und Aber“, leidenschaftlich, ehrlich, geduldig, und ER trägt dafür all ihre Ängste, beruhigt ihre Zweifel, stillt ihre Schmerzen. Mit Schmerztabletten, wenn es sein muss.

„Dank sei Gott dafür.“ ○



KUNST 4me – die Ballerina, der Clown, die Kubaner



Heute habe ich vor allem virtuell existiert. Zehn Stunden lang hing ich am Netz. Wie ein Junkie. Nein, ich bin kein Suchtmensch, keine computergestörte Persönlichkeit, nehme keine Tabletten, keine Drogen. Ich bin völlig normal. Ganz von dieser Welt. Ich esse Fleisch, trinke Milch, Kaffee, Tee, Wein und bin immer online und update. Täglich lade ich mein Smartphone und meinen Computer, checke meine E-Mails, meine Homepages, meine Klicks in Facebook... Twitter, LinkIn, Xing, meine 27 Passwörter.

Ich surfe, also bin ich

Mein analoges Postfach – das gibt es auch noch – leere ich auch regelmäßig, falls überhaupt noch etwas kommt. Manchmal sehe ich sogar den Postmann persönlich.

Heute habe ich niemanden gesehen. Heute regnet es den ganzen Tag. Ich surfe im Internet.

Ich sitze in Aachen in einem großen Haus mit vier leeren Wohnungen, ganz alleine. Es ist still; ich höre meinen Atem, meine Därme und auch meine Fingerspitzen, wie sie fleißig auf die Tastatur tippen. Düster, könnte man denken. Ist es aber nicht. Dank einer Ballerina, die im Hof einen Clown spielt. Oder eines Clown, der in die Haut einer Ballerina will.

Ich habe ihn (oder war es doch sie? oder es?) schon am ersten Tag beim Aufwachen in der Scheibe des geöffneten Fensters erwischt. Seinen (ihren?) zerknitterten Blick, der verzweifelt nach Umarmung bettelt, der sich in der Scheibe spiegelte, habe ich zuerst ignoriert. Er stand eine Weile in meinem



Was will er von mir? Warum
hat er seine zarten Hände in
übergroßen Handschuhen
versteckt? Warum blickt er
so traurig, warum schaut er so
verloren aus?

Fenster und zog sich gegen Mittag geräuschlos zurück. Als ich am Abend in den Hof blickte, sah ich ihn in der hintersten Ecke auf der Spitze seines linken Beins balancieren.

Im Fenster: Er, sie, es...

Als ich am nächsten Morgen meine Augen aufmachte, stand er wieder in meinem Fenster, mit demselben Hundeblick und einer winzigen Träne unter dem rechten Auge.

Was macht er, der Clown, in dem Ballerina-Gewand (oder umgekehrt) im Sommer vor meinem Fenster? Was will er von mir? Warum hat er seine zarten Hände in übergroßen Handschuhen versteckt? Warum blickt er so traurig, warum schaut er so verloren aus?

„Hi Kumpel, wat is' loss? Alaaaaf in Aachen!“, versuchte ich ihn aufzumuntern.

Er schwieg, stand weiter auf seinem eleganten, langen Ballerina-Bein vor meinem Fenster, ganz gerade, wackelte mit dem anderen Bein ein paar Mal, ganz kurz, kaum sichtbar, seinen Guten-Morgen-Gruß und schaute mich weiter ruhig, traurig, zugewandt, bettelnd an. Bis zum Mittag

hörte er nicht auf, mich auf Schritt und Tritt zu verfolgen.

Er tat mir leid. Aber was könnte ich ihm geben?

Der neun Meter lange skurrile Riese aus Kunststoff, der im Hof bei Hitze, Sturm und Regen auf einer Zehenspitze mit breit geöffneten Armen geduldig steht, als ob er auf seine Angebetete wartet oder auf Gnade hofft, obwohl er im Voraus weiß, dass alles umsonst ist, dass die Angebetete schon längst an einen Anderen vergeben wurde und die Menschen gnadenlos sind, tut er immer noch so, als ob er seine Hoffnung nicht verloren hätte. Als wolle er diesen Moment der Verzweiflung, bevor die erste Träne der Erkenntnis aus dem bettelnden Blick zu fließen beginnt, einfrieren; um uns in unserer wahren Natur zu erreichen, uns mit unseren Zweifeln, unserer Vergeblichkeit, unserem Versagen versöhnen.

Als er am vierten Morgen wieder in meinem Fenster steht mit diesem Magenstecher-Blick, winke ich ihm zu.

Ich nenne ihn Sebastian Rose, nach zwei Engeln, die ich früher jederzeit telefonisch erreichen konnte, bevor sie gingen.



Er, neun Meter lang, sechs Meter weit ausgestreckte Arme, wurde 1991 nach Deutschland als Attraktion für das damals neu eröffnete Aachener Ludwig Forum für Internationale Kunst geholt.

Er sei seinem Vater Borofsky wie aus dem Gesicht geschnitten, sagen alle, die seinen Vater kennen. Ich kenne seinen Vater nicht. Ich surfe im Netz, will alles über ihn, meinen neuen Freund und seine Familie erfahren.

Borofskys Baby, Ludwigs Muse, mein Freund

Er, neun Meter lang, sechs Meter weit ausgestreckte Arme, wurde 1991 nach Deutschland als Attraktion für das damals neu eröffnete Aachener Ludwig Forum für Internationale Kunst geholt. Das Ehepaar Ludwig soll den Kerl ins Herz geschlossen und sofort adoptiert haben. Sein Schöpfer Jonathan Borofsky habe ihn, die gespaltene Figur, tatsächlich nach seinem Ebenbild geschaffen. Als „zweigeschlechtliches Wesen mit Attributen des Entertainers“, als Selbstporträt des Künstlers. Ludwigs Ballerina-Clown habe auch eine/n Zwil-

lingsschwester/Bruder in Kalifornien. Auch sie/er lebe als Riese unter offenem Himmel, aber er habe es schon wegen des viel milderen Klimas viel einfacher im Leben.

Die zierliche Ludwig-Tänzerin, lange, elegante Beine, schmale Taille, enge Schultern, auf denen der schwere, nachdenkliche Clownskopf mit einem massigen roten Hut lastet, klebt an meinem Fenster. Was steckt in ihrem Kopf?

Sie schmuggelt sich, sobald ich meine Augen schließe, in mein Bett. Sie, die dünne Ballerina, zieht seine schlampigen, weißen Handschuhe aus und umarmt mich mit ihren zarten Händen. Er, der Clown, schaut mich mit seinem dicken traurigen Kopf an und ich höre, wie sie zueinander gefunden haben. Die Bühne. Ein Drama.

Auf den Holzbrettern, für die sie seit je atmen, wo sie tanzt und errottelt, begegnen sich ihre müden Blicke. Sie verstehen sich sofort. Voller Lust, Leid und Leidenschaft, da zu sein, perfekt sein. Für die Kunst. Für die anderen.

In der Nacht schmerzen ihre Füße, ihr angeklebtes Lächeln auch. Sie sehnt sich nach ihm, dem lustigen Clown, der sich auch Sturz, Schmerz und Tränen gönnen kann. Sie schleicht sich in sein Zimmer. Er sitzt gerade vor dem Spiegel und wischt sich die dicke Schminke vom Gesicht. Sie, barfuß, von Sehnsucht gepackt, nähert sich ihm. Sein Gesicht, gerade vor der Schminke befreit, guckt ihn blass, müde, erschöpft an. Sie steht hinter ihm, er sieht sie nicht. Sie will ihn berühren.

In der Nacht schmerzen ihre Füße, ihr angeklebtes Lächeln auch. Sie sehnt sich nach ihm, dem lustigen Clown, der sich auch Sturz, Schmerz und Tränen gönnen kann.

In diesem Moment tropft aus seinem linken Auge eine echte Träne. Ihre Blicke treffen sich. Im Spiegel. Er erstarrt, fühlt sich nackt, sie auch. Er dreht sich um und umarmt sie. Leidenschaftlich, fest. Sie verschmelzen. Für immer. In ein Wesen.

Ich habe Angst, einzuschlafen. Wenn ihre und meine Tränen ausbrechen, könnte die ganze Stadt in unserem Schmerz ersaufen.

Was ist Kunst? Was ist Kitsch?

Kunst? Kitsch? Wo ist die Grenze zwischen Kunst und Kitsch? Das frage ich mich jedes Mal, wenn ich vor den beiden stehe, auch wenn ich sofort, als ich sie sah, sicher war, die beiden sind Kunst. Woher und wie ich das aber weiß, traue ich mich nicht, sie zu fragen; ich fürchte, meine viele Fragen könnten sie verletzen.

Eines aber weiß ich: seit ich Sebastian und Rose kenne, weine ich und lache ich ohne Schuldgefühle.

Die Kopie ihrer/seiner Geburtsurkunde, die mir ein freundliches Gesicht in der Museumsbibliothek in die Hände drückt, bestätigte das in klaren, kunsthistoriker-sachlichen Gutachter-Worten: Kunst!

„Viele Antagonismen... in dieser Gestalt: das Männlich-Weibliche als Gegensatz und als untrennbares Eines zugleich. Das Klassische der hohen Kunst – des Balletts – tritt gegen das Banale des trivialen Entertainments – der Revue – auf und sie erweisen sich dennoch als Bestandteile einer gleichen Welt.“

Kubaner, die Nachfolger

Nun höre ich neben meinem Atem und dem Tippen meiner Finger auf dem Laptop angenehme Umbaugeräusche in der Etage unter mir. Die Bauarbeiter sind am Werk. Drei Wohnungen im Haus müssen renoviert werden für Künstler aus Kuba, die in ein paar Tagen in Aachen eintreffen werden. Einen ganzen Monat werden sie das Museum besetzen und dort Platz für ihre Werke suchen. Wenn sie kommen, bin ich schon weg. Die Kubaner werden in meinem Bett schlafen und jeden Morgen von ihm, meinem Ballerina-Clown-Freund geweckt werden. Seinen unheimlichen Blick voller Trauer, Sehnsucht, Schmerz und Erkenntnis werden sie vermutlich zuerst ignorieren, bevor er sie zu irritieren, ärgern, verunsichern und zu erobern beginnt.

Wenn sie, die Künstler aus Kuba, nach Hause gehen, komme ich wieder zurück.

Ich werde ihnen wahrscheinlich nie begegnen, aber wir haben jetzt schon etwas gemeinsam: den Ballerina-Clown-Riesen, einen Freund zwischen allen Geschlechtern und Gefühlen, ein Spagat zwischen Glück und Trauer, Performanz und Einsamkeit, Freude und Verzweiflung; neun Meter lang, sechs Meter breit. ○

Seinen unheimlichen Blick voller Trauer, Sehnsucht, Schmerz und Erkenntnis werden sie vermutlich zuerst ignorieren, bevor er sie zu irritieren, ärgern, verunsichern und zu erobern beginnt.

Im Spiegel - Träume & Albträume einer Stadt

Zwei Männer, zwei Gegenpole einer Stadt. Die Stadt, eine ungerechte Mutter, hat dem einem alles gegeben, dem anderen alles genommen. So schien es mir erstmal.

Ich bin neu in Aachen. Mein erster Spaziergang geht durch die engen Gassen der Stadt, die mich, eine Fremde, ausgesucht hat, sie und ihre Region auf meine schräge Weise zu sehen und zu vermessen.

Mein Blick hüpfst hin und her. An einer Fassade hängt ein in tiefen Gedanken versunkener Stein-kopf. Ich nicke ihm zu und jage weiter die gepflas-terte Straße entlang in Richtung des imposanten Gotteshauses im Herzen der Stadt. Die grauen Töne am Horizont überdecken die Sonnenstrahlen und spucken die ersten Regentropfen aus, die mit-ten auf meiner Stirn landen. Ich suche Schutz und lasse mich von einem geräumigen Feinkostladen mit großen Fensterscheiben und kleinen Leckerei-en in der Glasvitrine, kleinen Teigversprechungen in vier Variationen, verführen.

Als ich die Tür öffne, springt eine Mittdreißige-rin mit kurzem Haarschnitt und zerknittertem dunklem Leinenanzug vom Stuhl auf. Ihr Blick wandert unruhig über die Straße, die gerade mit

Ich bin neu in Aachen. Mein erster Spaziergang geht durch die engen Gassen der Stadt, die mich, eine Fremde, ausgesucht hat, sie und ihre Region auf meine schräge Weise zu sehen und zu vermessen.

dicken Regentropfen gegossen wird. Sie zieht ih-ren kleinen Regenschirm aus der Tasche und küsst den Ladenchef zum Abschied auf die Wange. Er, gepflegter Vollbart und seidiges Haar in einen Dutt fein gebunden, hält seinen Kopf so gerade, als ob zehn Kameras auf ihn gerichtet wären. Mit feinen, fast mädchenhaften Gesichtszügen und der dünnen blassen Haut wirkt er auf mich wie eine Trend-Wachsfigur aus dem Museum von Madam Tussaud. Als sein weibliches Pendant, die Kurz-haarige, die Tür hinter sich schließt, widmet er sich sofort mir. Selbstverständlich darf ich mich an denselben Stehtisch hinsetzen, den einzigen im Laden, an dem er kurz davor mit meiner Vor-gängerin am Fenster saß.

Meine Augen kleben an der Glasvitrine mit den kleinen französischen Teilchen.



„Petit fours“, sagt er mit der Betonung auf der letzten Silbe.

„Meine eigenen Variationen“, fügt er stolz hinzu. Meine Zunge kreist um meine Lippen. Ich bestelle das Stück mit frischem Ziegenkäse und dem Feigenmus. Beide Geschmäcker in einem so kleinen Stück zu kosten, lässt mich vor Vorfreude auf dem Stuhl hin und her rutschen. Dazu eine rosa Limonade aus Belgien, Holunder mit kaum Zucker: Göttlich.

Der Chef, die graziöse Eleganz in Person, serviert mir das Teilchen auf einem alten, gemusterten Goldrandteller. Ich fühle mich wie eine Ausgewählte.

Seine Mini-Ziegen-Feige-Leckerei, die vor mir auf dem dünnen vergoldeten Teller wie ein Bild liegt, traue ich mich kaum anzubeißen. Mit der Zier-Gabel seziere ich das Stückchen und lasse kleine Partikel in meinem Mund langsam zergehen. Das Teilchen wirkt wie Homöopathie. Meine Zunge spürt keine Ziege oder Feige mehr, sondern nur noch seinen Stolz, seinen Stil, seine Muße. Hier

könnte ich genüsslich abnehmen, schießt es mir durch den Kopf. Nix verschlingen, sondern kleine Bisse verschmelzen lassen, sie gaanz laaaange kauen...

Daniels Traum

Er steht vor mir wie ein Held auf der Bühne, sein Kopf leicht seitlich gebeugt, studiert meine Reaktion. Die ist üppig. Ich schnalze und schmelze vor Genuss.

Mein Blick wandert über die Wände und studiert den Rest seiner in den Vitrinen aus feinen Holz bis zur hohen Decke gestapelten Produkte. An zwei Wänden in groben Holzvitrinen wie Museums-Exponate präsentiert: sechs Käsesorten, Wurst, Wein, Marmeladen... fein drapiert mit handgeschriebenen Etiketten und mit stolzen Preisen geschmückt.

Er scheint mit sich und der Welt völlig stimmig zu sein. Alles sitzt an ihm. Sein Geschäft, eine Bühne, die Mischung aus hip und bieder, Feinkostladen, Café, Traumfabrik, sein Werk. Alles seine Ideen

Mein erster Aachener Feinkostgastronom ein Belgier? Sein Deutsch klingt einwandfrei. Akzentfrei. Er lächelt. Seit 10 Jahren lebe er in Deutschland und habe seinen Akzent inzwischen abtrainiert. Vielleicht weil er von Anfang an in der Gastronomie gearbeitet habe und überwiegend Deutsch spräche.



und natürlich seine Handarbeit. Meine Neugier für die „One-Man-Show“ des um die dreißig Jahre jungen Unternehmers geht langsam in Bewunderung über. Das spürt er und wird gesprächig.

Seine Bärlauch-Butter und alle Pestos mache er immer selber, sagt er... Nach alten, guten Rezepten seiner belgischen Großmutter, die heute noch ein kleines Restaurant besitzt. Seinen Geheimort in einem schattigen Busch im nahliegenden Stadtwald, in dem „sein Bärlauch“ wächst, hat leider ein Obdachloser entdeckt. Der reiße sogar die Wurzeln raus, beschwert er sich empört.

Ich schmunzle. Auch meine Kölner Nachbarin kämpft jedes Frühjahr gegen eine Schar Koreaner, die sich an „ihrem“ Bärlauch vergehen. Und ich nehme den Türken aus der Kölner Südstadt sehr übel, dass sie mir jedes Jahr in „meinem“ Nippeser Tälchen Walnüsse vor der Nase wegplücken.

Er lacht. Seine Zähne glänzen wie Perlen.

Alle seine Produkte, ob Bärlauch-Butter, Orangen- oder Feigenmarmelade stehen unter einem Label.

„Daniel heißt es“, sagt er, „wie ich“.

Er verkaufe sie jetzt auch im Internet. Weltweit. Geschäftlich sei er analog und digital, lokal und global unterwegs. Er sei eine Art „Taste-Botschafter seiner Heimat“. Belgien in Deutschland.

„Ach was?“ Ich bin irritiert. Mein erster Aachener Feinkostgastronom ein Belgier? Sein Deutsch klingt einwandfrei. Akzentfrei. Er lächelt. Seit 10 Jahren lebe er in Deutschland und habe seinen Akzent inzwischen abtrainiert. Vielleicht weil er von Anfang an in der Gastronomie gearbeitet habe und überwiegend Deutsch spräche. Nun sei er seit einem Jahr sein eigener Chef.

Ich bin beeindruckt. Und ein bisschen neidisch. Er imponiert mir und stellt mich in Frage. „Was wäre mein Traum“, frage ich mich. Warum bin ich meinem Balkan-Akzent nach fast einen Vierteljahrhundert so hartnäckig treu geblieben? Um mit meinem ewig rollenden „rrrr“ und dem im Gurgel stecken gebliebenen „llll“ einheimische Ohren zu kratzen? Ich liebe gutes Essen, komme auch aus einer Gastronomen-Familie, aber beim Kochen

Ich finde mich in den fremden Städten schnell zurecht. Leichter Gang, große Augen, verträumt. „Leichte Beute!“, würde meine Mutter sagen. Und tatsächlich. Kaum habe ich mich fünf Schritte von einem belgischen Traum entfernt, sprich mich ein anderer Mann an. Sein Name ist Tom und er sucht eine Übernachtungsmöglichkeit.

werden meine beiden Hände links. Obwohl ich die besten Köche der Welt immer um mich hatte. Vielleicht deswegen?

Und während sich sein Ziegen-Feigen-Teilchen in meinen Magen bequem verteilt, erkämpft die Sonne wieder den Horizont. Bevor ich mich von dem stolzen Belgier verabschiede, der in Aachen, der deutschen Grenzstadt, seinen Traum lebt, kaufe ich noch eine sündhaftere teure Orangenmarmelade, in einem Miniglas verpackt. Mein deutscher Mann wird sich freuen.

Toms Alptraum

Ich finde mich in den fremden Städten schnell zurecht. Leichter Gang, große Augen, verträumt. „Leichte Beute!“, würde meine Mutter sagen. Und tatsächlich. Kaum habe ich mich fünf Schritte von einem belgischen Traum entfernt, sprich mich ein anderer Mann an. Sein Name ist Tom und er sucht eine Übernachtungsmöglichkeit.

Seine Augen sind ruhig und fragend, sein Bart dicht und so ordentlich gekämmt, als ob er an seinem mageren Gesicht und an den dünnen Hals geklebt wäre. Er spricht leise, ich spalte meine Ohren, ich verstehe nur ein Wort:

„Herberge.“

Ein altmodisches deutsches Wort, denke ich mir, das nach Armut und Knappeit riecht. Oder doch

ein Retrowort aus der Hipster-Welt, so wie „Heimathirsch“, „Hornochse“, „Fette Kuh“, „Dicker Hund?“ Namen der neuen Läden, die um mich herum wie die Pilze wachsen.

„Herberge“ – das Wort hat mit dem Partikel „her“ und dem Nomen „Berg“ wenig zu tun, oder vielleicht doch?

Den Mann hat gute Manieren, einen feinen Sprachduktus und coole Klamotten. Sein Karo-Hemd, seine braune Hose, alles sauber, gebügelt und solide. Er ist mager, seine dunklen Augen blicken unruhig.

„Ein Hipster-Veganer vielleicht?“, schießt es mir durch den Kopf. So wie mein Neffe aus Berlin, der gerade sein Sieben-Tage-Hunger-Experiment beendet hat, um seinen Willen zu stärken und die Kontrolle über seinen 60 Kilogramm-Körper noch ein Stück mehr zu beherrschen.

„Ich bin hier neu. Mein erster Tag in Aachen!“, höre ich mich sagen. Es klingt wie die Offenbarung einer Kontakt suchenden und als Entschuldigung zugleich.

„Ich weiß wirklich nicht, wo Sie hier eine ‚Her...berge‘ finden könnten. Aber es gibt bestimmt ein günstiges Hostel in der Nähe oder eine andere Übernachtungsmöglichkeit... Warten Sie, der Mann hier im Laden kann Ihnen bestimmt besser helfen...“

Ich drehe mich um und sehe hinter der großen Fensterscheibe Daniel, den Belgier, der in seinem Traumladen meinen leeren Teller gerade aufräumt.

„Neeein!“, wehrt der Mann mit dem dichten Bart meinen offensichtlich voreiligen Ratschlag ab.

„Sie haben mich, glaube ich, nicht verstanden... Wo eine Herberge hier zu finden ist, weiß ich zu gut, leider fehlt mir das Geld... und wenn Sie so nett wären... mich mit ein paar Groschen zu unterstützen... wäre ich Ihnen sehr dankbar.“ Die Worte sprach der dürre Mann noch leiser, beugte sich dabei wie verschämt einen Tick weiter nach unten.

Ich bin überrascht.

„Hat ihm vielleicht jemand das Geld gestohlen?“, fragte ich mich. Die Aufmerksamkeit nimmt nämlich ab, wenn man mit einem leeren Magen kämpfen muss. Als ich einmal fasten wollte, hörte ich unterwegs plötzlich meine Großmutter, die nach saftigen Fleisch schrie, und habe meine Handtasche verloren. Die Stadtiebe warten auf Naive, Abwesende, Zerstreute und die, die sich selbst bestrafen.

„Also Sie brauchen Geld? Wie sind Sie in diese Situation gekommen, wenn ich fragen darf?“

Fremde Menschen um Hilfe zu bitten, stelle ich mir nicht so einfach vor. Meine direkten Fragen, ohne lange um den heißen Brei zu kreisen, überraschen mich gar nicht mehr. Ein Neuling in der Stadt hat die Narrenfreiheit, darf wie ein Kind die Welt mit seinem „Warum“ nerven. Tom und ich müssen uns nichts vorspielen. Als Aliens, die nicht dazugehören, dürfen wir die ganze Wahrheit schneller erfahren.

„Wollen Sie das wirklich wissen?“, fragt er.

„Und wie! Vor allem, weil ich Sie überhaupt nicht mit einem Bettler in Verbindung bringen kann.“

Fremde Menschen um Hilfe zu bitten, stelle mir nicht so einfach vor. Meine direkten Fragen, ohne lange um den heißen Brei zu kreisen, überraschen mich gar nicht mehr. Ein Neuling in der Stadt hat die Narrenfreiheit, darf wie ein Kind die Welt mit seinem „Warum“ nerven.

„Ich bin kein Bettler“, wehrt sich mein Gegenüber. „Ich spreche nur manchmal Menschen an, wenn ich glaube, sie würden mir vielleicht helfen wollen...“

„Ein Liebesdrama!“, sagt er nach einer kleinen Pause, kratzt sich am Kopf, sein Blick schweift über die Dächer. Er sei zwischen Weihnachten und Silvester vor seiner Ehefrau geflüchtet. Zuerst fand er Zuflucht bei seinen Freunden, nun wohnt er seit vier Monaten im Wald. In einem Zelt, am Rande der Stadt. Er versuche verzweifelt, wieder „die Kurve zu kriegen“. Einmal in der Woche dürfe er sich bei einem Priester duschen und die Klamotten waschen. Und wenn es ihm ganz schlecht gehe, sammle er Geld für die Herberge.

„Was ist passiert? Warum sind Sie von ihrer Frau geflüchtet? Und ausgerechnet mitten im Winter?“, frage ich wie eine Psychologin. Ich spüre wie mich seine Geschichte packt.

„Warum wollen Sie das alles wissen?“, fragt Tom.

„Weil das jedem passieren kann. Und weil ich das verstehen will. Und ich Sie sympathisch finde“, sage ich.

„O.K.“, sagt Tom.

Tom und seine Frau seien 17 Jahren ein Paar gewesen. Beide in Duisburg geboren und aufgewachsen. Vor drei Jahren hätten sie geheiratet und seien nach Aachen gezogen. Sie fanden in Aachen eine Wohnung und Jobs; er als Dachdecker, sie als Verkäuferin. Die Armut im Ruhrgebiet dachten sie für immer hinter sich gelassen zu haben. Doch der Winter hieß Kurzarbeit, er blieb zu Hause. Den letzten Herbst verlor auch sie ihren Job. Das Geld wurde knapp. Sie begannen sich zu zanken. Und das sei immer schlimmer geworden. Und es habe nicht aufgehört...

„Es gab keine andere Chance... als Fliehen ... und das ist gut so.“

„Haben Sie Familie? Eltern? Geschwister, jemanden, der Ihnen helfen kann?“, frage ich weiter und überlege, was würde ich tun, wenn ich als Frau, als ausländische Frau dazu, in so eine Situation kommen würde. Ich würde meine Geschwister anrufen. Auch wenn wir uns seit Jahren zanken und immer seltener am gleichen Strick ziehen, würde ich sie um Hilfe bitten.

Seine Eltern seien beide tot und sein Bruder lebe weit weg, in Berlin. Sozialhilfeempfänger. Und auch wenn er in Aachen leben würde und einen guten Job hätte, würde er ihn nicht belästigen.

„Wir waren uns nie so nah...“, sagte er trocken.

„Ich verstehe...“

**Tom und seine Frau seien 17 Jahren ein Paar gewesen. Beide in Duisburg geboren und aufgewachsen.
Vor drei Jahren hätten sie geheiratet und seien nach Aachen gezogen.**

Die Menschen sind mit oder ohne Masken gleich. Sie denken in Schubladen und urteilen schnell und moralisch. Manche beschimpfen mich, ich sei drogenabhängig, ein Alkoholiker, Lügner oder was auch immer.

Manche bespucken oder verjagen mich und wollen mich treten und schlagen. Es gibt aber auch manche, die bereit sind, mich mit ein paar Groschen zu unterstützen.

„Warum nicht zum Onkel Hartz gehen?“, frage ich. „Ich meine Hartz Vier. Deutschland ist Gott sei Dank ein Sozialstaat. Keiner muss auf der Straße leben. Auch nicht im Wald leben. In einem Zelt. Wie auch immer?“

„Nein. Das will ich nicht. Das wollte ich nie. Aber es ist dazu gekommen“, sagt er geduldig. Seine Augen sehen sehr müde aus. Die Bürokratie in Deutschland sei hart:

„Harz IV ist für die Robosten, wissen Sie.“ Er gehöre leider nicht dazu. Er habe versucht, eine Wohnung in Aachen zu bekommen, aber das scheint schwieriger zu sein als „einen Sechser im Lotto zu treffen“. Die Wohnungen, die Harz IV bereit wäre zu zahlen, gibt es in Aachen gar nicht mehr. Und ohne einen Job sei es praktisch unmöglich. Um einen Job wiederum zu bekommen, brauche er zuerst eine Adresse. Die er jetzt nicht habe, erklärt er mir und schaut mich so an, als ob er Mitleid mit mir hätte.

Langsam verstehe ich Tom und ich beginne, mich zu schämen, ihn mit so vielen Fragen belästigt zu haben. Doch eine Frage habe ich noch:

„Sie haben etwas erlebt, wovor jeder Angst hat: die Obdachlosigkeit. Sie sind, wissen Sie, uns allen jetzt ein Stück im Voraus. Jetzt wissen Sie, wie die Menschen wirklich sind. Wie die Menschen ticken, wenn sie ihre Masken abziehen, wenn Sie vor ihnen stehen, und sie nach Geld fragen.“

Tom, der seinen Albtraum mit erhobenem Kopf wie Prometheus lebt, der den Göttern Licht geklaut hat, um den Menschen Wahrheit zu schenken, hatte mich angesprochen, weil er eine Bleibe suchte, und mich auf den Boden geholt. Für mich, in meiner Entdeckereuphorie, war er ein Studienobjekt, wie der Feinkost-Schöning aus dem Hipster-Laden mitten in der Stadt.

„Die Menschen sind mit oder ohne Masken gleich. Sie denken in Schubladen und urteilen schnell und moralisch. Manche beschimpfen mich, ich sei drogenabhängig, ein Alkoholiker, Lügner oder was auch immer. Manche bespucken oder verjagen mich und wollen mich treten und schlagen. Es gibt aber auch manche, die bereit sind, mich mit ein paar Groschen zu unterstützen.“

„Die können dann aber die Schlimmsten sein. Die wollen alles ganz genau wissen... können gar nicht aufhören mit ihrer Fragerei... eine Qual ...“

Meine Fragen sind um. Mein Blick klebt am Boden. Ich fühle mich ertappt und bin konfrontiert mit der Arroganz des Betrachtens.

„Was mache ich hier eigentlich?“, frage ich mich. „Wer bin ich überhaupt, um so unverblümmt die Menschen auszufragen, in ihren Schmerz, Traum oder Albtraum einzudringen? Sie beobachten, ihnen diese direkten Fragen zu stellen? Darf man das?“

Tom, der seinen Albtraum mit erhobenem Kopf wie Prometheus lebt, der den Göttern Licht geklaut hat, um den Menschen Wahrheit zu schenken, hatte mich angesprochen, weil er eine Bleibe suchte, und mich auf den Boden geholt. Für mich, in meiner Entdeckereuphorie, war er ein Studienobjekt, wie der Feinkost-Schöning aus dem Hipster-Laden mitten in der Stadt.

Die Schreiberin hat sie beide unter die Lupe genommen wie Touristen die einheimische Aborigines im Busch.

Bevor ich meinen Blick von Boden erhebe, überlege noch kurz, was ich Tom geben soll... Einen Schein, Fünfer oder auch Zehner, hatte er bei mir längst verdient, ich befürchte aber, er könnte es als meine Überheblichkeit oder als mein Schuldgefühl verstehen. Ich bin eitel, und dazu die Enkelin meines Opas. Als das Schlitzohr sein eigenes Restaurant im damaligen Jugoslawien betrieb, stellte er uns Enkelkinder oft vor eine schwere Wahl, entweder den kleinen Schein oder so viele Minimünzen wie möglich aus einer dünnen Vase mit einer Hand zu greifen. Ich will den armen Tom in Ruhe lassen, wühle kurz in meinem Geldbeutel, drehe ihn um, bis die ganzen Münzen auf seine Hand fallen.

„Mach et juuu!“, verstecke ich meine Unsicherheit hinter dem lustigen kölschen Gruß.

„Du auch!“, sagt Tom, wirft einen kritischen Blick auf seine Handfläche, auf der meine Münzen als Zeugen der Peinlichkeit unserer kurzen Begegnung liegen, lässt sie klingend in die Hosentaschen gleiten, hängt seinen schweren Rucksack über dendürren Rücken und biegt mit schwerem Schritt in eine enge Gasse links. Ich drehe mich um, schwitze...

Ich nehme die umgekehrte Richtung, marschiere auf die schöne Aachener Kathedrale zu. Von einer seitlichen Fassade glotzt mich nun ein goldener Heiliger mit einem Kreuz in der einen und einer Feder in der anderen Hand an. Als ob er fragen würde:

„Na, Alien, wo geht die Reise jetzt hin...?“ ○



Kulturregion Bergisches Land: Utopisten und Pragmatiker

02



Die Nordbahntrasse, ehemals Verbindungsglied zwischen Düsseldorf und Dortmund, lag ebenfalls lange brach. Solange bis die Wuppertaler das Zepter in die Hand nahmen. Aus einem 23 Kilometer langen Abschnitt der stillgelegten Bahnstrecke wurde in Wuppertal ein Radweg, Mensch und Natur sind hoch erfreut. Hefeweizen und Schweiß statt Kohle und Wasserdampf.

KULTURREGION BERGISCHES LAND

Und so rollt der Tag im Mettmanner Skatepark dem Abend entgegen, mit ihm junge Männer auf Brettern, die lachen, schwitzen, fallen und aufstehen, die mit sich und miteinander in Kontakt stehen und bei all dem auch noch unglaublich cool aussehen.

Doch ich möchte natürlich mehr von Remscheid sehen und die Parallelwelt Einkaufszentrum schaut ja doch überall gleich aus. Also hole ich mir ein Bier im Real und folge den Infoschildern zum Ausgang.

Schreiber für die Kulturregion Bergisches Land: **Dimitri Manuel Wäsch** (*1990) stammt aus einem kleinen Ort im Rhein-Main-Gebiet und lebt aktuell in Wien, wo er 2017 sein Psychologiestudium abschloss. Nach dem Sprung von der ländlichen Gegend zur Metropole wird er nun ins Bergische Land kommen, das ihn dank seiner Kombination von Natur und Stadt besonders reizt.

Er setzte auf seine Neugier und Kreativität, um im Rahmen des Stipendiums neue Ausdrucksformen zwischen Belletristik und journalistischem Schreiben zu finden.





COWORKING SPACE

KULTURREGION BERGISCHES LAND 1/4

Die Stadt der Utopisten

Utopist, der / Wortart: Substantiv, Maskulin /
Bedeutungsübersicht: Jemand, der utopische Pläne
und Vorstellungen hat / Synonyme: Anarchist,
Revolutionär, Schwärmer, Träumer, Fantast

Man muss schon sagen, ginge es nach dem Duden, spricht nicht allzu viel für das Dasein eines Utopisten. Er oder sie werden dem Fantasten gleichgesetzt, einem Menschen, der zwischen Wirklichkeit und Wunschvorstellung nicht unterscheiden kann. Die Anzahl der Fantasten sollte man möglichst klein halten, zum Beispiel mit der Schultüte. Ach, die Schultüte, wie könnte es passender sein, ein Trichter. Erst kommen noch ein paar Süßigkeiten, doch schon bald wird der Geist mit der Realität zwangsernährt.

Davon lassen sich die Wuppertaler nicht beeindrucken, sie beweisen, dass aus dem Spagat zwischen Wunschvorstellung und Realität erst eine Utopie und dann Tatsachen werden können.

Beweisstück A: Bahnhof Wuppertal-Mirke. 1882 erbaut und auch heute noch schön wie eh und je. Selbstverständlich mit typisch Bergischer Schieferfassade. Dass der Bahnhof in diesen Tagen genutzt wird, ist jedoch nicht selbstverständlich, gut 20 Jahre stand er leer.

Wir betreten die Eingangshalle und stoßen auf den Charme jener industriellen Revolutionsjahre, doch kein Mensch wartet hier auf einen Zug, höchstens auf den Kaffee. Gehen wir einmal quer durch den Raum und raus auf den Bahnsteig.

Beweisstück B: Die stählernen Dampfkolosse wurden längst durch zweizylindrige Drahtesel ersetzt. Die Nordbahntrasse, ehemals Verbindungsglied zwischen Düsseldorf und Dortmund, lag ebenfalls lange brach. Solange, bis die Wuppertaler das Zepter in die Hand nahmen. Aus einem 23 Kilometer langen Abschnitt der stillgelegten Bahnstrecke wurde in Wuppertal ein Radweg, Mensch und Natur sind hoch erfreut. Hefeweizen und Schweiß statt Kohle und Wasserdampf.

Wuppertal mit Volldampf in die Zukunft? Es scheint fast so, die Utopisten sind los und machen ihrem in Verruf geratenen Namen alle Ehre.

Davon lassen sich die Wuppertaler nicht beeindrucken, sie beweisen, dass aus dem Spagat zwischen Wunschvorstellung und Realität erst eine Utopie und dann Tatsachen werden können.

Zunächst jedoch ein kleiner Rückblick in die Vergangenheit: Ein jeder weiß über die Textilindustrie Wuppertals Bescheid, die es zum „Manchester Deutschlands“ machte. Hervorzuheben ist dabei vor allem der Wuppertaler Johann Gottfried Brügelmann, jener Herr, der bereits im 18. Jahrhundert das Potenzial maschineller Produktion erkannte und einen Freund zum Spionieren nach England schickte. Der Rest ist Geschichte, in Ratingen erfolgte das Copy-Paste-Verfahren, die erste Webmaschine auf europäischem Festland und ein Grundstein für die industrielle Revolution waren gesetzt.

Als diese gut fünf Jahrzehnte später in vollem Gange war, kam ein anderer Wuppertaler mit einer ganz anderen Sicht der Dinge. Kein Geringerer als Friedrich Engels sah die Schattenseiten einer auf Effizienz und Wachstum basierenden Produktion der Maschinen und schrieb mit seinem Kumpel Karl Marx eine der berühmtesten Utopien: jene zur klassenlosen Gesellschaft. (Kurz gesagt wollten die beiden Fischen, Jagen und Viehzucht betreiben, ohne überhaupt etwas davon gelernt zu haben.)

Und jetzt spannen wir einen Bogen von Brügelmann und Engels zum Mirker Bahnhof? So ist es! Denn dieser wurde durch den 2011 gegründeten Verein „Utopiastadt“ mittels Spenden und Förder-

Die Zeit war also mehr als reif für Utopisten und diese haben allerhand innovative Ideen für die Zukunft.

geld revitalisiert und zum Treffpunkt für kreative und kulturelle Stadtentwicklung gemacht. Die Mitglieder beschreiben den Ort nun als ein „Stadt-labor für Utopien“, ebenfalls mit dem Namen „Utopiastadt“. Ähnliches geschah mit der bereits erwähnten Nordbahntrasse durch den Verein „Wuppertal Bewegung“.

Bevor sich diese Bürgerinitiativen des Mirker Bahnhofs und der Trasse angenommen hatten, stand das Gebäude brüchig und leer in der Gegend herum, die Gleise unbrauchbar. Die Industrialisierung hat sich selbst den Schwanz abgebissen, Europa hat bezüglich der Textilindustrie gewissermaßen den roten Faden verloren.

Die Zeit war also mehr als reif für Utopisten und diese haben allerhand innovative Ideen für die Zukunft:

Hier gibt es Atelier- und Agenturräume, eine Gemeinschaftswerkstatt, Fahrradreparatur und kostenlosen Verleih, einen Stadtgarten statt Betonwüste und flexibles Co-Working statt Nine-To-Five in der Großraumbürozelle. Man schreibt sich Nachhaltigkeit, Ökologie und Ökonomie auf die Fahne, legt Wert auf bürgerliches Engagement und nicht zuletzt: kulturelle und politische Mitgestaltung. Ein Stadtlabor für Utopien eben.

Der dringenden Bedarf an Menschen, die sich ehrenamtlich für unsere Zukunft engagieren, wird insbesondere dann sehr deutlich, wenn wir uns die vermeintlichen Utopien der heutigen Zeit anschauen: Beispielsweise jene der Wirtschaft, des kalifornischen Silicon Valley, das drauf und dran ist, die industrielle Revolution in den fünften Akt zu befördern, wobei noch nicht ganz entschieden ist, ob es sich um ein Drama oder eine Komödie handelt. Oder den ganz offensichtlichen Mangel an Utopien in der Politik, die vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht und eben diesen kurzerhand abholzt.

Und während wir, als Folge der rasenden Geschwindigkeit, mit der die Erde in diesen Tagen rotiert, in eine eigenartige Schockstarre fallen, packen die Wuppertaler es an. Bemerkenswert. Utopien sind vielleicht wichtiger denn je, denn nehmen wir das Träumen nicht in die Hand, geben andere die Richtung vor, und sich im Nachhinein zu beschweren ist nicht nur zwecklos, sondern fahrlässig.

Also los geht's: Suchen Sie sich gefälligst Ihre eigene Utopie! ●

*Brügelmann und Engels stammen aus verschiedenen Stadtvierteln Wuppertals, die damals noch nicht zueinander gehörten und, worauf ich aufmerksam gemacht wurde, einander nicht sehr nahe standen. Stadtviertelgrenzensprengung: meine Utopie. Die beiden bleiben Wuppertaler für mich. Genauere Angaben finden Sie auf Wikipedia und Co.



Bevor sich diese Bürgerinitiativen des Mirker Bahnhofs und der Trasse angenommen hatten, stand das Gebäude brüchig und leer in der Gegend herum, die Gleise unbrauchbar.

Hier gibt es Atelier- und Agenturräume, eine Gemeinschaftswerkstatt, Fahrradreparatur und kostenlosen Verleih, einen Stadtgarten statt Betonwüste und flexibles Co-Working statt Nine-To-Five in der Großraumbürozelle.



Peer-Moll und meine neue Alte

Die Lesung am vergangenen Sonntag lief gut, die Zuhörer und ich, wir hatten schöne 60 Minuten, doch eines wurmt mich noch immer: die Stahlsaiten.

Meine Gitarre, mit der ich zwischen den gelesenen Texten das eine oder andere Lied trällerte, passte mit ihrem fulminanten Klang nicht zu den gezupften Liedern und da ich als kreativ Schaffender tatsächlich einmal Geld in der Tasche habe, danke NRW, könnte ich einen Teil davon doch in eine Klampfe investieren? Gedacht, getan! Das unendliche Internet spuckt mir einige Musikgeschäfte in der Umgebung aus, ich entscheide mich intuitiv für „Der Musikflohmarkt Wuppertal“. Die Internetpräsenz besteht aus nur einer einzigen Seite und nach Öffnungszeiten suche ich vergeblich. Das klingt für mich nach „Hier dreht sich alles um die Instrumente“ und nach „meistens bin ich sowieso im Laden“; all das fällt irgendwie aus der Zeit und ist mir auch deshalb sehr sympathisch.

Das unendliche Internet spuckt mir einige Musikgeschäfte in der Umgebung aus, ich entscheide mich intuitiv für „Der Musikflohmarkt Wuppertal“.

Ich rufe also kurz an: „Ja, ich bin jetzt noch so bis 13:00 Uhr im Laden, dann kurz weg ...“ „Passt!“, unterbreche ich meinen Gesprächspartner in Wuppertal, „... ich fahre direkt los!“

Trotz des dauer-trüben Wetters ist meine Laune oben, über die leere Landstraße schwebt ich gemütlich zu meiner neuen Gitarre; dass ich fündig werde, ahne ich schon.

Dort angekommen trete ich ein und ein ebenso gut gelaunter und netter Mann sitzt entspannt auf einem Hocker. „Wir haben telefoniert, Dimitri!“, sage ich und strecke ihm die Hand entgegen. Der Raum ist mehr Instrument als Gemäuer, überall hängt potentielle Musik von der Wand, dazu sitzen die Ziehharmonikas still in Regalen, sie warten geduldig, bis sich einer erbarmt und sie bespielt. Auch die Trommeln schweigen ausnahmsweise, die Flöten bleiben unter sich. All diese Instrumente betören mich, meine Augen werden groß, das frivole Orchester und sein väterlicher Dirigent strahlen mich an. „Ja, hallo. Peer.“

In Musikgeschäften war es mir als Kind schon so, als tauche ich in eine Parallelwelt ab. Es war ein verheißungsvolles Gefühl, als stünde man in der Schlange beim Kiosk, nur noch stärker. Dort sah und hörte man Neues und Berauschendes. Vielleicht spielte dort jemand in einer abgelegenen





Jetzt erkläre ich Peer zunächst,
was ich so mache und welches
Instrument ich in etwa suche. Er
hört aufmerksam zu und greift
zielsicher nach einer Gitarre, auf
der ich sogleich zu träumen be-
ginne. Wir sitzen dabei ruhig auf
unseren Hockern und lauschen der
Sprache des Instrumentes.

Ecke eine Gitarre an und hat dabei diesen weit nach innen gerichteten Blick im Gesicht stehen. Dort roch es nach Instrumenten und Verstärkern, nach Holz und meist ein wenig nach abgestandinem Rauch. Die Menschen dort hatten außerdem immer dieses ehrliche „du“ auf den Lippen. Ein „du“, welches so authentisch klang, weil das „ich“ viel herumgekommen war. Ein „du“, welches so selbstverständlich über die Lippen kam, weil man verstand, welche Schatten ein „Sie“ werfen kann. Musikgeschäfte waren für mich seit je her Emanzipation und nicht zuletzt Freiheit. Darüber sinnend, sehe ich meinen Gitarrenlehrer, dessen Namen wir kaum ohne Kichern aussprechen konnten, da er „Fick“ hieß, und ich sehe, wie er geduldig dort sitzt und wartet, bis wir ausgelacht haben. Wie die schulterlangen Haare das schmunzelnde Gesicht umrahmen. Und dass auch er diesen tief nach innen gerichteten Blick beherrschte, sehe ich nun.

**Nein! Das kann kein Zufall sein,
deine basslastige, ruhige Stimme,
sie klingt ja auch irgendwie nach
e-Moll!**

Jetzt erkläre ich Peer zunächst, was ich so mache und welches Instrument ich in etwa suche. Er hört aufmerksam zu und greift zielsicher nach einer Gitarre, auf der ich sogleich zu träumen beginne. Wir sitzen dabei ruhig auf unseren Hockern und lauschen der Sprache des Instrumentes.

Ziemlich bald bricht es aus mir heraus, „ich nehm' sie!“, und wir sitzen noch eine Weile zusammen und unterhalten uns. Hin und wieder kommen Kunden herein und bringen verschiedene Wünsche mit, fragen nach Blockflöten und einer Klarinettenreinigung, nach einem Akkordeon oder einfach nur nach Plektren. Peer weiß stets Be-scheid! Sollte er einmal nicht weiterhelfen können, verweist er an einen Kollegen und beweist damit, was für eine ehrliche Haut er ist.

„Wie ist das mit der Konkurrenz im Internet?“ Es sei definitiv schwerer geworden, von einst zwölf Musikgeschäften in Wuppertal seien nur noch drei übrig geblieben. Ich schüttle ratlos den Kopf. Musikgeschäfte, ihr dürft nicht verschwinden! In diesem Moment spüre ich ja ganz deutlich, wie wichtig dieser Kontakt, die Beratung ist. Mehrmals erzählt Peer, dass er auch Anfängern einfach verschiedene Gitarren in die Hände gibt und erklärt, wie man ein e-Moll greift, um den klanglichen Unterschied zu demonstrieren. Peer! Abgesehen davon, dass das der Inbegriff von gutem Service ist, hast du gerade e-Moll gesagt?! E-B-G?! Mein absoluter Lieblingsakkord!! Vielleicht nimmst du ihn auch als Beispiel, weil er so wunderbar einfach zu greifen ist, auf der anderen Seite ist das E sogar in deinem Namen übermäßig. Nein! Das kann kein Zufall sein, deine basslastige, ruhige Stimme, sie klingt ja auch irgendwie nach e-Moll!

Von den Instrumenten, dem Geruch, von Peer und den Akkorden bin ich wie benebelt und will die Gitarre kaum aus der Hand geben, „wem gehörte sie denn eigentlich?“ Ich suchte explizit nach einer gebrauchten, man bekommt mehr für sein Geld

und die Gitarre ist schon eingespielt; außerdem braucht man ja auch nicht immer alles neu!

Peer kneift ein Auge zusammen, „einem Herren“, drückt er dabei heraus und muss sich eingestehen, nicht mehr berichten zu können. Peer, besten Dank, ich bin doch Schreiberling und meine Fantasie wartet nur auf Lücken zum Füllen:

Ein wenig bitter war es schon, im Kopf saß das Wissen über all jene Zupfmuster und Bassläufe, über Akkordwechsel und die Kadenz, die er so sehr liebte, doch Heinrichs Hände waren nicht mehr gewillt, den Anweisungen Folge zu leisten. An diesem Tag bröckelte die Entscheidung in feinem Staub von der Wand, die Zeiger die Uhr mahnten ihn mit überdeutlichen Rotationen zur Vernunft; der Enkel konnte das Geld gebrauchen und so wollte er sie schließlich verkaufen, die Gitarre, auf der er schon so lange seine Seele aufspannte. Als sei es ein kleines Kind, setzte er das Instrument auf seinen Schoß, streichelte mit der Hand über die Saiten und drehte zur selben Zeit die Spannung aus ihnen heraus.

„Sei nicht so melancholisch!“ Seine Frau, vital und keck wie eh und je, mahnte ihn von der Küche aus quer durch den Korridor. Sie kannte ihren bereits grauen und doch irgendwie noch bunten Hund und seinen Hang zur Melancholie. Er warf ihr im Augenwinkel gespitzte Lippen entgegen, meist hatte sie doch recht, und nun wird ihm mehr Zeit bleiben, um mit ihr zu spielen.

Trotzdem tat es ihm gut, dieses letzte Geleit. Es sang einerseits vom Erlöschen, es tänzelte trunken auf einem sinkendem Schiff und klang dabei doch gleichermaßen nach Sonnenuntergang im lauen Spätsommer.

„Wohin du wohl kommst?“

Zu mir Heinrich, erst zu Peer, dann zu mir und in die Welt; ich werde sie in Ehren halten! ●



KULTURREGION BERGISCHES LAND 3/4

Game of S.K.A.T.E

„SKATE“, so nennt sich die Königsdisziplin des Duells auf dem Skateboard. Bei diesem Wettbewerb macht einer der beiden Teilnehmer einen Trick vor, der andere bekommt danach die Chance, diesen zu wiederholen. Schafft er es nicht, bekommt er einen Buchstaben. Zuerst das S, beim nächsten Scheitern das K, und so weiter, bis das Wort „Skate“ ausgeschrieben ist. Insgesamt darf

man sich also vier Fehler erlauben, beim fünften bekommt man noch eine zweite Chance, mit dem sechsten hat man verloren.

„Man fährt nicht gegeneinander, höchstens gegen sich selbst“, sagt Sven Spierling-Meine, der Organisator des Skatecontests, welcher im Skatepark Stadtwald in Mettmann an einem Samstagnachmittag mal im Regen, mal unter Sonnenschein stattfindet.

Umso schöner ist es, wenn sich ein Duell zuspitzt, beide Skater hoch konzentriert sind und einander wieder und wieder übertreffen; es folgt stets frenetischer Jubel von allen Seiten.

Sven, selbst Skater seit seiner Jugend, arbeitet für das örtliche Jugendamt und genießt die Abwechslung vom regulären Arbeitsalltag sichtlich.

Dieses Miteinander, welches Sven beschreibt, wird auch dem Laien sofort ersichtlich. Schafft einer den Trick nicht, wird er vom Gegner, pardon, dem „Mit-Skater“, sofort unter Applaus aufgemuntert, ein Raunen geht durch die Reihen, man freut und ärgert sich gemeinsam. Umso schöner ist es, wenn sich ein Duell zuspitzt, beide Skater hoch konzentriert sind und einander wieder und wieder übertreffen; es folgt stets frenetischer Jubel von allen Seiten.

Konzentration ist beim Skaten ein treffendes Stichwort, denn neben der körperlichen Leistungsfähigkeit, spielt sich dieser Nischensport vor allem im Kopf ab. Genauer: im Frontallappen. Dieser Bereich des Gehirns, der grob gesagt hinter der Stirn liegt und den Säugetieren vorbehalten ist, nimmt unter anderem eine zentrale Rolle in Bereichen der Emotionsregulation, der Planung motorischer Abläufe, der Gedächtnisintegration, aber auch der Persönlichkeit und des Sozialverhaltens ein. Ferner wird diesem Hirnareal eine Wechselwirkung mit Achtsamkeit attestiert, welche unserer Entwicklung und dem Wohlbefinden dienlich, vielleicht unabdingbar ist.

In einer psychologischen Studie versuchten zwei Forscher von der Memorial Universität in Kanada (Seifert & Hedderson, 2009), eine Verbindung zwischen dem Skateboarden und der intrinsischen Motivation sowie dem Zustand des „Flows“ herzustellen. Ein jeder kennt das erfüllende Gefühl des

Flows, welches sich durch völlige Vertiefung und dem Aufgehen in einer Tätigkeit definiert. Der Studie zufolge stellte das Skaten bei den befragten und beobachteten Skatern eine Möglichkeit dar, selbst gesteckte Ziele auch unter Widrigkeiten und Rückschlägen zu verfolgen, dabei die Konzentration zu erhöhen und den Fokus der Aufmerksamkeit zu verringern. Diese Tätigkeiten führten zu intensiven Episoden der Flow-Erfahrung und böten eine emotionale Grundlage für den Erhalt von intrinsischer Motivation. Skater berichteten über das Erleben von Freiheit, Autonomie, Herausforderung und Erfolg.

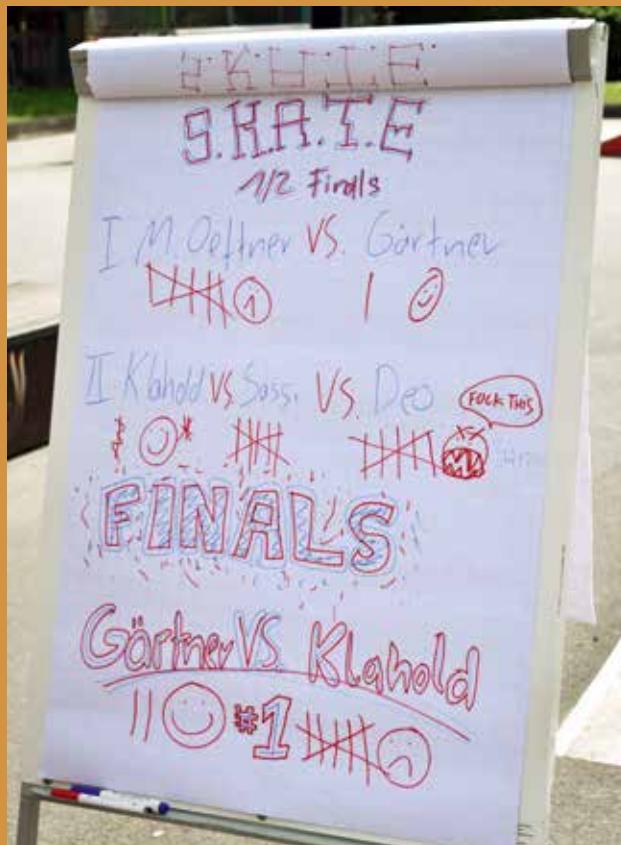
Klingt das in Anbetracht unseres Alltagswahnsinns und der dazugehörigen Portion Informationsüberflutung nicht einfach nur traumhaft?

Soviel zur Wissenschaft hinter dem Board, doch woher kommt dieses Skaten überhaupt? Zu Beginn der 1950er Jahre suchten findige Surfer in Kalifornien eine passende Alternative bei zu geringem Wellengang. Daraufhin packten diese ganz einfach Rollschuhrollen (roller skate wheels) unter Bretter, das sogenannte „Bordstein Surfen“ war geboren und entwickelte sich bald zu einem eigenen, auf der ganzen Welt gefeierten Sport unter neuem Namen: Skateboarding.

Auch der Wettbewerb „SKATE“ hat seine Historie. Bevor ein jeder sich die Tricks und Kniffe im Internet anschauen konnte, war dies nicht nur ein Messen der Fähigkeiten, sondern mehr noch ein Austausch von theoretischem und praktischem Wissen. Man lernt schließlich voneinander. Heute findet man eine schier unendliche Bandbreite an sogenannten Skate-Tutorials, also Kanälen, im Internet, welche eigens darauf spezialisiert sind, die Theorie des Skatens zu vermitteln. Die Theorie. Auf dem Brett stehen und „Bordstein surfen“ muss man immer noch analog, und der Lernerfolg mit Freunden auf der Straße ist zum Besserwerden unerlässlich, da kann man noch so viel im unendlichen Internet surfen.



„Man fährt nicht gegeneinander, höchstens gegen sich selbst.“



In einer Welt der Bildschirme trifft man hier auf junge, sportliche Menschen, die ein Mit- einander pflegen und leben.

Auch die älteren, zunächst verdutzten Zuschauer, welche sich heute zum Skateplatz verirren, merken sofort, dass diese Freude und dieses Lebensgefühl einen schönen Kontrast zu den im Mobilfunktelefon vergrabenen Köpfen ergeben.



Und das ist es auch, was an diesem Samstagnachmittag am meisten imponiert. In einer Welt der Bildschirme trifft man hier auf junge, sportliche Menschen, die ein Miteinander pflegen und leben. Auch die älteren, zunächst verdutzten Zuschauer, welche sich heute zum Skateplatz verirren, merken sofort, dass diese Freude und dieses Lebensgefühl einen schönen Kontrast zu den im Mobilfunktelefon vergrabenen Köpfen ergeben.

Ganz abgesehen von den zahlreichen Blessuren und gröberen Verletzungen, die bei extremer Ausführung, dies sei nicht unerwähnt, mit dem Skaten einhergehen, ist dies ein Training für den ganzen Körper. Rutscht einmal ein T-Shirt nach oben,

oder wirft man einen Blick auf jene Burschen, die ohnehin oberkörperfrei unterwegs sind, muss man sich sofort entscheiden, vor Neid zu erblassen oder anerkennend den Kopf zu schütteln. Nun gut, wahrscheinlich beides.

Und so rollt der Tag im Mettmanner Skatepark dem Abend entgegen, mit ihm junge Männer auf Brettern, die lachen, schwitzen, fallen und aufstehen, die mit sich und miteinander in Kontakt stehen und bei all dem auch noch unglaublich cool aussehen.

Glauben Sie daran, dass es nie zu spät ist, etwas Neues zu beginnen? Neal Unger ist 60 Jahre alt und bezeichnet sich selbst als einen Anfänger. Und eines steht fest. Wenn Sie mit einem Board im Skatepark Stadtwald in Mettmann auftauchen, treffen Sie auf junge Leute, die sich freuen werden die Leidenschaft für das Skateboarden mit Ihnen zu teilen.

Ihr Körper und Geist werden es Ihnen danken. ☺

Wien - Viernheim - Mettmann - Wuppertal: Vier Nächte, vier Betten

Morgen 1

Noch einmal in Wien aufwachen, direkt an der großen Umgehungsstraße im neunten Bezirk, ich kenne die gefühlts 100.000 Pendler selbstredend alle persönlich, werde sie jedoch nicht vermissen. Dafür bleibt auch keine Zeit, denn just ist das Studium abgeschlossen, sitze ich auch schon im ICE Richtung Mannheim. Nun ist es 18:30 Uhr, Donnerstag der 29.6.2017 und ich habe gut acht Stunden Reise hinter mir und etwas, das sich anfühlt wie ein festgezurrter Knoten, zwischen zwei Nackenwirbeln. Nichts desto trotz geht es vom Mannheimer Hauptbahnhof sofort weiter nach Viernheim, meine Heimatstadt, ins griechische Restaurant. Meine Familie hat seit Weihnachten kaum etwas von mir gehört und nun das Recht, mich beim Essen zu beobachten. Anschließend treffe ich noch einen Freund auf ein Bier zu viel und schlafe meinen Knoten ein wenig fester in den Nacken.

Morgen 2

Am nächsten Tag geht es jedoch ohne Rücksicht auf Verluste direkt weiter, ein neues Kapitel beginnt, eines, auf dass ich mich seit Wochen freue: Schreiber für die Kulturregion Bergisches Land. „Was ist das?“, wurde ich bisher etliche Male gefragt und stolperte immer wieder über verschiedene Erklärungsversuche. Nach einer Weile antwortete ich insgeheim auf die Frage „Was machst du dort?“, dies fiel mir leichter, denn mein Ziel ist klar: Das Bergische Land, seine Menschen und die Natur literarisch und journalistisch zu erkunden. Noch (ins)geheimer: Abstand gewinnen. Die letzten fünf Jahre Großstadt lagen mir in den Knochen und wohl auch zwischen den Ohren, jetzt bin ich gespannt, welche Neurosen ich vom Landleben wohl davontragen kann. Deshalb sitze ich die 300 Kilometer trotz eines Staus in Köln mit einem Dauergrinsen im Auto.



Kurz vor dem Ziel meldet sich meine Reiseführerin mit ihrer blechernen Stimme zu Wort, „in zwei Kilometern parken, du musst zu Fuß zum Ziel.“ Ich schmunzele. Die besagten zwei Kilometer später missachte ich jeden gut gemeinten Ratschlag und biege von einer Landstraße im Nirgendwo auf eine Art Feldweg im Niemandsland ab, denke kurz an die Idylle von „Twin Peaks“ in der gleichnamigen TV-Serie und fühle mich wie „Agent Cooper“ persönlich.

Die letzten Meter führen mich über eine steinige Piste, „wie romantisch“, denke ich mir, und als ich mein zukünftiges Domizil, erblicke, stehen auch schon Frau Utke, meine Betreuerin im Bergischen, und die Vermieterin Frau Bruckhaus vor der Tür.

„Guten Tag Frau Bruckhaus, guten Tag Frau Utke. Ich freue mich endlich angekommen zu sein“. Das Wort „ankommen“ hallt für mich noch lange nach. In meinen fünf Jahren Großstadtdschungel

konnte ich meistens dann ankommen, wenn ich abseits der Kaffeehäuser und Fiaker in der Natur war; Eindrücke verarbeiten, durchatmen. Jetzt wohne ich gewissermaßen abseits und kann so viel atmen, wie ich will, wohne in einem frei stehenden, kleinen Ferienhäuschen. Die roten Ziegelsteine, alle unterschiedlich, begrüßen mich eben so herzlich wie meine Gastgeber. Auch im Inneren werde ich überall liebevoll empfangen, sei es vom Licht, das

Das Wort „ankommen“ hallt für mich noch lange nach. In meinen fünf Jahren Großstadtdschungel konnte ich meistens dann ankommen, wenn ich abseits der Kaffeehäuser und Fiaker in der Natur war; Eindrücke verarbeiten, durchatmen.



Auch im Inneren werde ich überall liebevoll empfangen, sei es vom Licht, das sich in allen Winkeln breitmacht, von den schweren Tannenzapfen, die wir in meiner Kindheit bedrohlich Gockel nannten, und die wir in den Schulpause zur „Gockelschlacht“ über den Hof donnerten, oder auch von den zahlreichen, liebevollen Details, wie dem kleinen Wasserschieber in der Dusche. „Ferien scheinbar Zuhause“.

sich in allen Winkeln breitmacht, von den schweren Tannenzapfen, die wir in meiner Kindheit bedrohlich Gockel nannten, und die wir in den Schulpause zur „Gockelschlacht“ über den Hof donnerten, oder auch von den zahlreichen, liebevollen Details, wie dem kleinen Wasserschieber in der Dusche. „Ferien scheinbar Zuhause“. Als Werbeschreiber würde ich wohl auch den ein oder anderen Taler verdienen, aber es gibt bekanntlich viele Wege, auf die schiefe Bahn zu geraten, und da bleibe ich doch lieber ein anständiger Regionsschreiber.

Frau Bruckhaus hat mir übrigens einen Kuchen gebacken und nachdem das erste Stück im Magen liegt, lerne ich Herrn Bruckhaus kennen. Ein robust wirkender Mann mit festem Händedruck, hellen Augen und auffallend schönen Zähnen. Er trägt eine einfache Brille und wirkt ebenso besonnen wie tatkräftig. Er begrüßt mich herzlich, der flotte Spruch springt ihm über die Lippen am Schnauzer vorbei, geradewegs auf mich zu; ich glaube, ich komme so langsam an.

Am ersten Abend habe ich keine Energie mehr zum Kochen, ich esse Reis und Soße, beides von einem entfernten Onkel, den ich überhaupt nicht kenne, irgendwie komme ich mir bei diesem Abendmal bodenständig vor, so allein in Mettmann mit Reis, Stift und Papier.

„TIK TAK TIK TAK“, gerade als ich die Ruhe zu verstehen lerne, drängt sich eine Uhr auf. Wie selbstverständlich hole ich mir die kleine Tretleiter (Frau Bruckhaus hat an alles gedacht), nehme die Uhr von der Wand und die Batterie heraus. Die Vögel danken mir dafür mit bergischem Zwitschern. Auf 7.15 Uhr bleiben die Zeiger stehen und ich gehe bald schlafen.

Man tritt in eine andere Welt, die natürlich abfärbt, und dies vor allem im Musischen, wo Durchlässigkeit und Sensibilität ständig mitschwingen. Außerdem merke ich jetzt, dass es etwas fehlt: Der Knoten im Nacken ist weg! Wo ist der denn hin? Bin ich nun angekommen?

Morgen 3

Als ich früh morgens aufwache, regnet es und ich bin ein wenig enttäuscht, da auch meine Stimmung etwas verregnet ist. Viele Eindrücke, viele Strapazen und heute geht es gleich weiter. Wir haben eine Auftaktveranstaltung, bei der alle zehn Regions-schreiber (für Verfechter des Gender-Wahnsinns soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass sieben Frauen unter den zehn Auserwählten sind) sowie die jeweiligen Betreuer und Organisatoren zusammenkommen. „Oder einfach liegen bleiben?“, frag ich mich und versuche mit aller Kraft, das Klingeln meines Weckers zu leugnen. Nein, nein, nein! Zum Liegenbleiben hab ich noch genug Zeit, immerhin werde ich nun fürs kreative Schaffen entlohnt, dazu gehört oft auch das Liegenbleiben, aber nicht heute.

Die Tagungsstätte liegt ebenfalls im Bergischen Land, in Wuppertal, ist also nicht weit weg von meinem neuen Zuhause, und nachdem mir der Kaffee klar gemacht hat, dass der Tag eben doch vielversprechend ist, komme ich gut gelaunt an der Silvio-Gesell-Tagungsstätte an. Selbstverständlich treffe ich hier auf tolle Leute, mit denen ich die Lust am Schreiben teile und das Beste: Jeder ist erschöpft, ich falle deshalb also nicht negativ auf. Es wird viel zu viel gegessen und noch bis nach Mitternacht in kleinem Kreise auf einen Geburtstag angestoßen, ich falle ins Bett und frage mich dann doch irgendwie, wann das mit dem Schreiben losgeht.



Morgen 4

Ich kenne diesen Silvio nicht, aber seine Betten sind spitze! An meinem vierten Morgen im vierten Bett wache ich zum ersten Mal von allein auf, beinahe zumindest. Denn auch hier sind die bergischen Vögel omnipräsent, sie begleiten mich seit zwei Tagen und versüßen mir diesen Morgen. „Besten Dank! Möchtet ihr, dass ich mal über euch schreibe?“.

Ich fühle mich munter und spiele ein wenig Gitarre, da merke ich, dass sich mein Spiel etwas verändert hat. Das ist mir im Auslandssemester in den USA schon mal passiert. Man tritt in eine andere Welt, die natürlich abfärbt, und dies vor allem im Musischen, wo Durchlässigkeit und Sensibilität ständig mitschwingen. Außerdem merke ich jetzt, dass es etwas fehlt: Der Knoten im Nacken ist weg! Wo ist der denn hin?

Bin ich nun angekommen? ●

Kulturregion Hellweg: Die Drehscheibe

03

Freitagnachmittag, ich mache mich auf den Weg in den Hellweg.

Ehrlich gesagt, auch mir war bis vor kurzem der Baumarkt bekannter als die Kulturregion.

Ich stehe im überfüllten Regionalexpress von Düsseldorf nach Hamm, wir kreuzen das Ruhrgebiet, ich erkenne den Dialekt, die direkte Redensweise.

Halt in Duisburg. In Essen. Bochum. Dortmund. Klischees im Kopf. Currywurst, Pommes Schranke, Fußball, Stahl, Pott, ich komm aus dir.



KULTURREGION HELLWEG

Das Museum in dem kleinen Kurort überrascht mit moderner Architektur und neuen Medien. „Was hat das wohl gekostet?“ Ein Gedanke für drei Sekunden, zugegeben.

Aber: Kultur muss kosten. Um zu überraschen.

Neue Perspektiven und Fragen. Mehr als Luxus.

Frei von Effizienz. Museen, Kunst, Theater, Parks, Literatur.

Egal ob Hamburg, Magdeburg, Mülheim oder Bad Sassendorf.

Schreiber für die Kulturregion Hellweg: **Matthias Jochmann** – seit 2001 Darsteller an Bonner Theatern. Seit 2004 Regieassistenzen u.a. am Thalia Theater Hamburg, Deutschen Theater Berlin, Maxim Gorki Theater Berlin, Staatstheater Stuttgart und in Santiago de Chile. 2004 Mitbegründer der Filmproduktionsfirma „SceneMissing“; Autor und Produzent für den Kinofilm „Rolltreppe abwärts“.

Studium der Angewandten Theaterwissenschaft in Gießen, 2011 Gasthörer in Regie- und Schauspielklassen in Santiago de Chile. Seit 2012 Inszenierungen u.a. am Teatro Argentino de La Plata, Thalia Theater in Hamburg, Penghao Theater Beijing, Gulouxi Beijing, Dramatic Arts Center Guangzhou, Staatstheater Darmstadt. Gastspieleinladungen u.a. ans griechische Nationaltheater in Athen, sowie zu Festivals in Deutschland, Österreich, England, Polen und China. 2014 Lehrauftrag an der Universität Mainz. Seit 2016 Autor für dokumentarische Arbeiten, u.a. für Rundfunk Berlin-Brandenburg. 2017 künstlerische Supervision des Dokumentarfilmprojektes Film Wanderungen, das 2018 Guest der Berlinale: Perspektive Deutsches Kino ist. Stipendien und Residenzen in Deutschland, China, Südkorea, Japan.

Matthias Jochmann hat erkundet, was im Hellweg nachbarschaftliche Gemeinschaft bedeutet und welche Zukunftswünsche die Menschen hier haben.



Von Fremde und Neugier

Freitagnachmittag, ich mache mich auf den Weg in den Hellweg. Ehrlich gesagt, auch mir war bis vor kurzem der Baumarkt bekannter als die Kulturregion.

Ich stehe im überfüllten Regionalexpress von Düsseldorf nach Hamm, wir kreuzen das Ruhrgebiet, ich erkenne den Dialekt, die direkte Redensweise. Halt in Duisburg. In Essen. Bochum. Dortmund. Klischees im Kopf. Currywurst, Pommes Schranke, Fußball, Stahl, Pott, ich komm aus dir.

Im Fenster wird es grüner. Der Zug leerer. An der Bahnstrecke ist die Grenze zwischen Ruhrgebiet und Hellweg genau auszumachen: Graffitis im Ruhrgebiet, blanke Mauern im Hellweg. Dann Felder, Wiesen, Kühe. Schornsteine. Fördertürme. Backsteinhäuser. Ein riesiger Rangierbahnhof, ein Meer aus Birken. Dazwischen Container aus China. Abgestellt. Vielleicht vergessen. Oder Ausrangiert. Im Wartezustand. Stille Beobachter aus der Ferne, voller Erinnerungen aus Fernost.

Was machen Container aus China in Hamm? Ich sympathisiere mit diesen Fremden, letzte Woche war ich selbst noch in Fernost. Ich erinnere mich an mehrstöckige Highways, an gigantische Reklamewände, an Spielhöllen. An eine Grenze,

unüberwindbar, die aus einem Land zwei macht. An Manga, K-Pop und Karaoke. An Menschen, die nicht wissen, wo sie hingehören, aber weiterlaufen. Am Bahnhof Hamm-Heessen ist es wunderbar ruhig. Wer wohnt hier? Weiß jemand von ihnen, was diese Container aus China hier machen?

Freitagabend im Biergarten Kötter, man kennt sich. Menschen, die schon immer hier wohnen. Menschen, die vielleicht auch mal nach Fernost reisen wollten, aber. Es gibt immer ein Aber. Sie wohnen hier, sind Ureinwohner. Menschen die wissen, wo sie hingehören. Man kennt sich. Lange und gut. Schützenverein, Junggesellenverein, Fraktion, freiwillige Feuerwehr. Nachbarschaft.

Ich kenne diese Formen von organisierter Gemeinschaft nicht. Ich wollte das auch kennenlernen, aber. Da, wo ich wohne, kenne ich meine Nachbarn nicht. Ich würde gern mit ihnen im Biergarten sitzen. Aber!

Freitagnacht. Da, wo ich schlafe, ist es still. Die Stille ist mir fremd. Fremde. Stille. Dunkelheit. Im Wartezustand im Hellweg. In der Kulturregion. Schwer beladen mit Erinnerungen. Und Fragen. Und Neugier. ●

Was ist Land?
Was ist Industrie?



Von Pflichten und Prioritäten

Gut zwei Wochen im Hellweg. Ich glaube, Temperament und Geist dieser Region ansatzweise erahnen zu können. Menschen, denen ich bisher begegne, sind vor allem eins: heimatverbunden. So höre ich, zum Beispiel: Hamm mag für Außenstehende kein Traum sein. Für gebürtige Hammer aber gibt es keine bessere Stadt auf dieser Welt.

Ich frage mich, ob diese Heimatverbundenheit ein Alleinstellungsmerkmal der Region ist. Oder aber: Beißen sich die Konzepte von Heimatverbundenheit und Großstadt? Sind urbane Zentren zu sehr einer Fluktuation ausgesetzt? Sind Interessen und Möglichkeit zu divers, um sie nachbarschaftlich zu konzentrieren? Nur von Berliner*innen kenne ich eine solche Verbundenheit. Kaum wagen sie sich aus ihrer Stadt heraus. An den Wannsee vielleicht. Oder die Ostsee.

In einem Gespräch höre ich die entscheidende Gegenfrage: Was ist Heimat für dich? Ich denke an wichtige Orte meiner Kindheit, an abwechslungsreiche Sommer, an familiär-besinnliche Weihnachten, an wichtige Tage und Ereignisse der vergangenen 30 Jahre. An Menschen, die nicht mehr leben. Ich frage mich, warum ich erst an einen See in Bayern denke, und nicht an das Haus

Beißen sich die Konzepte von Heimatverbundenheit und Großstadt? Sind urbane Zentren zu sehr einer Fluktuation ausgesetzt? Sind Interessen und Möglichkeit zu divers, um sie nachbarschaftlich zu konzentrieren?

im Rheinland, in dem ich aufgewachsen bin. Ich denke auch an Orte, die mir zur Heimat wurden. Durch Freunde. Durch prägende Zeiten. Deutsch spricht man dort kaum. Zweite und dritte und xte Heimaten. Home is where your heart is.

Im Hellweg wird diese Frage wohl oft schneller beantwortet. Vermute ich. Hier ist man geboren, aufgewachsen, hier kennt man sich. Hier gehört man hin. Zum Schützenverein. Zur Feuerwehr. Zum Heimatverein. Zum Knappenverein. Home is where you were born.

In einer wunderschönen Landschaft. Mit Kanälen und Halden. Durchbrochen von Kraft- und Bergwerken, von Windrädern und Industrieanlagen. Eine natürlich-mechanische Romanze.

Was bedeutet
Heimat und
wie wird sie
markiert.



Ich lerne, welche Relevanz Nachbarschaft hier hat. Prioritäten sind traditionell klar verteilt: Im katholischen Teil der Region: 1. Kirche, 2. Hof, 3. Nachbarschaft. Im protestantischen Teil: 1. Nachbarschaft, 2. Hof, 3. Verwandtschaft.

Prioritäten und Pflichten sind gleichgesetzt. Christenpflicht, Menschenpflicht, Nachbarspflicht. Wenn mir das Salz ausgeht, frage ich die Nachbarn um Hilfe. Wenn der Nachbar Geburtstag hat, kann der Sohn nicht heiraten. Sind Menschen neu in der Nachbarschaft, müssen sie sich integrieren. Und sich beweisen. Solidarität, Gemeinschaft, Integration.

Sogar im Supermarkt, eine große Kette, kennt man sich. Senioren essen gemeinsam zu Mittag. Wahlweise Frikadellen oder Wurst mit Kartoffelsalat. Beim Ärger über die Krawalle während des Hamburger G20-Gipfels ist man sich einig. „Das ist nicht unser Deutschland.“ Heißt auch: Das ist nicht mehr Heimat, das sind nicht mehr meine Nachbarn. Nachbarschaft als Einbahnstraße.

In Regensburg wurden junge Menschen jahrelang missbraucht. In einem Nachbarland wird die Gewaltenteilung abgeschafft. Ein einjähriger Ausnahmezustand legitimiert Willkür am Mittelmeer. Ein Friedensnobelpreisträger stirbt, Anteilnahme wirdzensiert. Einbahnstraßen. Nachbarschaft wird zerstört. Heimat. Unter anderem. ●

Prioritäten sind traditionell klar verteilt: Im katholischen Teil der Region: 1. Kirche, 2. Hof, 3. Nachbarschaft. Im protestantischen Teil: 1. Nachbarschaft, 2. Hof, 3. Verwandtschaft. Prioritäten und Pflichten sind gleichgesetzt. Christenpflicht, Menschenpflicht, Nachbarspflicht.

Von gelebter Nachbarschaft

23.07.2017

Zu Gast in der Kulturregion Hellweg. Gefühlt ein Gast. Oder Fremder. Oder Eindringling. Oder Beobachter. Oder Besucher. Oder Beschreiber. Oder. Der Blick auf Fremdes spiegelt die eigene Fremde. Blick auf Unbekanntes macht das eigens Bekannte unbekannt.

Mein Zugang zur Region, zum Thema, sind Menschen, die Nachbarschaft neu organisieren. Eine Suche im Fass ohne Boden. Zahllose Einleitungen. In Gesprächen erfahre ich große Offenheit. In diesen Momenten bin ich dankbarer Gast.

Eine Seniorin, ehemalige Förderschulrektorin, initiiert ein Mehrgenerationenwohnen. Elf Wohneinheiten unter einem Dach. Junge Familien helfen Senior*innen, profitieren von Erfahrungen der Mittvierziger, deren Kinder gerade ausgezogen sind. Und umgekehrt, in allen denkbaren Konstellationen. Unter dem Dach des Hauses ist der Lebensmittelpunkt, hier wird Dorf simuliert.

Der Blick auf Fremdes spiegelt die eigene Fremde. Blick auf Unbekanntes macht das eigens Bekannte unbekannt.

Oder Großfamilie. Man lebt gemeinsam. Miteinander und füreinander.

Der Rektor einer Hauptschule. Sein Engagement, seine Offenheit haben der Schule neues Profil verschafft. Vor der Schließung bewahrt. Ein Resultat: Schüler*innen, die das Bergmannslied lernen. Schüler*innen, die zuhause feststellen, dass auch in ihrem Wohnzimmer Partikel dieser Vergangenheit noch auf dem Sofa sitzen, in den Regalen stehen. Das Bergmannslied ist noch bekannt, öffnet verschlossene Stollen der Erinnerung, treibt Tränen in die Augen. Ein anderes Resultat: Schüler*innen, die einen Geschichtspfad bauen. Geschichte erfahrbar machen, Geschichte lebendig halten. Verpflichtung nicht nur Ältern und Schüler*innen gegenüber, sondern auch dem Ort, der Region. Der Nachbarschaft. Lokaler Tradition und Geschichte, alten Werten.

Weniger Gemeinschaft hingegen im Zentrum. Haben Zentrum und Großstadt Fluktuation gemeinsam, Anonymität? „Verwässert“ das Zentrum? Das Zentrum einer Stadt war einmal die Kirche, der Marktplatz.

Ein Mehrgenerationenhaus im Zentrum Hamms. Es versucht sich darin, Zentrum im Zentrum zu sein. Anlaufstelle für alle. Babylreff, Frühlingsfest, Stricktreff, Tanzstunde. Taschengeldbörse, Smartphonekurs. Angebote für neue Beziehungen.

Ein wöchentlicher Kaffeetreff. Im ersten Stock ein großer Gemeinschaftsraum. Die Küche wie aus dem Katalog, nur größer. Eine Tafel für vierzig, fünfzig Menschen, blitzsauber. Ein ganz normales Seniorenheim. Jede Bewohnerin, jeder Bewohner mit eigener Wohnung. Sie haben viel Leben hinter sich. In diesem Haus finden sie neue Gemeinschaften und verknüpfen ihre vielen Leben.

Angebote für Raum. Sich und auch Unbekanntem zu begegnen. Nachbarschaft braucht Begegnung braucht Raum. Ein Gut, das immer knapper wird. Hier wird es angeboten.

Direkt neben der Zentralen Unterbringungseinrichtung für Geflüchtete, voll von wartenden Menschen, mit langer Reise hinter, langer Reise vor sich, ein erstmal unauffälliges Haus. Im Schatten der Sommerhitze sitzen Senior*innen. Ein wöchentlicher Kaffeetreff. Im ersten Stock ein großer Gemeinschaftsraum. Die Küche wie aus dem Katalog, nur größer. Eine Tafel für vierzig, fünfzig Menschen, blitzsauber. Ein ganz normales Seniorenheim. Jede Bewohnerin, jeder Bewohner mit eigener Wohnung. Sie haben viel Leben hinter sich. In diesem Haus finden sie neue Gemeinschaften und verknüpfen ihre vielen Leben.

Noch nicht ganz viel Leben, aber eine lange Reise hinter sich haben sieben junge Männer. Nach Deutschland gekommen in den vergangenen zwei Jahren, geflohen. Vor Krieg, zum Beispiel, vor Verfolgung und anderem. Geflohene. Minderjährig und alleine, viele Landesgrenzen überquert. Oder das Mittelmeer. Ein Jugendhilfeträger bringt sieben minderjährige, unbegleitete Geflüchtete in einem Seniorenheim unter. Doch kein ganz normales Seniorenheim. Zwei Generationen und viele Kulturen treffen im Kleinen aufeinander.

Ich denke an mögliche Konflikte. An Missverständnisse, an Vorurteile, an Befremden. Differenzen in Alter, in Sozialisierung, in kulturellem Hintergrund. Sicher ist auch das ein Teil der Wahrheit, doch ich erlebe vor allem: Gemeinschaft. Empathie. Solidarität. Heranwachsende, die von Senior*innen bei der Hand genommen werden. Im Gegenzug: Senior*innen, denen die Tasche getragen oder der Einkauf erledigt wird. Im Kühlschrank Kartoffelsalat, den die Seniorin aus dem Nachbarzimmer den Heranwachsenden für den Hunger am späten Abend zubereitet hat. „Nicht, dass da einer hungrig schlafen gehen muss.“

Die Eltern der sieben leben anderswo, weit weg. Manche der sieben sprechen regelmäßig mit der Heimat. Manche überhaupt nicht. Eine kommunikative, eine emotionale Stille. Die Senior*innen sind neue Großeltern. Und Mitbewohner*innen. Sozialpädagog*innen in mobiler Betreuung erfüllen andere, noch diversere Rollen. Manchmal auch solche einer Familie. Dem Sprichwort, es brauche ein Dorf, um ein Kind zu erziehen, wird in diesem Haus auf neue Weise Rechnung getragen.

Die Frage nach Heimat liegt wieder auf dem Tisch. Hart, kantig, schwer, abstrakt, ungreifbar. Heute unbekannt, morgen Nachbar, das ist möglich. Heute Nachbar, morgen Freund. Oder Familie. Oder Feind. Das ist auch möglich. Menschen, die sich als Ur-Westfalen betiteln. Oder echte Deutsche. Überzeugte Europäer. Global citizens. Nicht allzu relevant in der realen Begegnung. ●

Von Fremde und Fachwerk

Sommer 2017 in Westfalen, Donnerstagvormittag. Wind, graue Wolken, vereinzelte Tropfen.

Der Weg aus dem Bahnhof in Lippstadt führt mich in. Wie könnte das genannt werden. Ein Block, ein großes Haus. Darin: Ketten von Großmärkten für Mode oder Elektronik. Und im Zentrum: Leere. Der Eingangsbereich eine große leere Halle, nur an den Seiten die Zugänge zum Konsum. Ein leeres Zentrum. Das wünsche ich mir häufiger.

Aus der Leere geht es in Aufzüge, wohin auch immer sie führen, so groß wie in Großmärkten. In Wolkenkratzern. In Schlachthöfen.

Die, wie ich finde, hellste, sauberste, größte Bahnhunterführung Deutschlands führt zu Fachwerk und schnell in das, was das Zentrum Lippstadts sein muss. Rathaus, Stadtmuseum, Kirche. Vorbereitungen auf ein Rathaus-Festival, dominiert von Bierständen. Wie könnte es anders sein. Warstein nicht weit.

Weiterhin Fachwerk und ein Eindruck: Wie schön diese Stadt. Ein nächster Eindruck: Wie absurd. Fachwerkhäuser voll von Plastik, von Elektronik aus Fernost, von Unnützem. Auf einem Querbalken die Betitelung des Hauses: Event-Lounge. Davor Luftballons in unterschiedlichen Formen

und Designs. Vom Wind malträtiert, ein Event für sich. Oben ein Bierkrug, darunter zwei Prinzessinnen in Pink. Daneben die Deutschlandflagge. Dann das deutsche Polizeiauto. Welch ein Fünfsatz. Sommer 2017 in Westfalen. Bald sind Wahlen.

Unweit des Stadtzentrums der Park, wunderschön. Ich denke an Auen anderer Großstädte. An die Isar, den Rhein, die Donau. Paddelnde Familien, alle in einem Boot, ein großes Treibenlassen. Das Ankommen steht nicht im Vordergrund.

Irgendwo im Park ein Fahrrad, das leicht schräg am Wegrand steht. Die Besitzerin lächelt, sich entschuldigend für diese Unsitte.

Unweit des Stadtzentrums der Park, wunderschön. Ich denke an Auen anderer Großstädte. An die Isar, den Rhein, die Donau. Paddelnde Familien, alle in einem Boot, ein großes Treibenlassen. Das Ankommen steht nicht im Vordergrund.



Was bedeutet Tradition,
was ist authentisch?

Häuser, die einander ausstechen
wollen. Keine Unsitten, Ordnung,
wohin das Auge reicht, muss sein.
Dazwischen eine kurze Ahnung von
Unordnung: Menschen, denen ich
eine andere kulturelle Herkunft
unterstelle.

Der Weg führt erst durch Industrie, die Stadt
bereichernd, dann durch gebauten Wohlstand.
Häuser, die einander ausstechen wollen. Keine
Unsitten, Ordnung, wohin das Auge reicht, muss
sein. Dazwischen eine kurze Ahnung von Unord-
nung: Menschen, denen ich eine andere kulturelle
Herkunft unterstelle. Menschen, denen ich einen
erschwerten Zugang zu Bildung und Wohlstand
unterstelle: Amt für Soziales. Ausländeramt.
Passiert hier Nachbarschaftshilfe? Wer ist wessen
Nachbar, wer hat wen als Nachbarn? Blasse Er-
innerungen an einen Menschen, der einen Spieler
der DFB-Auswahl nicht als Nachbarn wünscht.

Zurück im Treiben der Stadt. Ein sich verstär-
kender Eindruck: Lokales und globales vermischt.
Wie überall. Aber: Hier fällt das Nicht-lokale im-
mer noch auf. Zwischen Fachwerk und in Fernost
Produziertem ein Spalt. Ein Riss. Eine Distanz
der Befremdung. Es schnappt nicht ein. So meine
Wahrnehmung.

Der Espresso bei Kathrin hilft mit diesen Wahr-
nehmungen. Um mich herum, mal wieder? Na?
Klar, Menschen, die sich kennen, die donners-
tagsvormittags gemeinsam Kaffee trinken. Braun
gebrannt. Eine fluktuierende Masse. Kommt einer,
gehen zwei, kommen zwei, geht keiner. Usw.

Im Urlaub? In der Mittagspause? Zurück aus Por-
tugal. Oder Spanien, Italien, Griechenland. Zurück

aus Nachbarländern.

„Petrah, du auch hiah?“ „Jah siecha Frank!“

Sprache, die vereint. Einigkeit in der Nachbar-
schaft. „Ja, isso!“

Aber auch Fürsorge. „Pass auff dich auff, nä“
„Ja, mach ich.“

Auf dem Nachbartisch die beliebteste Zeitung
des Landes. Irgendwo wird ein Fußballer für
so viel Geld gehandelt, dass Marktwirtschaften
schnappatmen würden. Einfach weitermachende
Autohersteller, wie auch immer. Software ist die
Lösung. Soft ist weich, weich ist einfach. Wenig
Widerstand. Wenig durchschaubar. Fehler macht
keiner. Fehler machen sie alle. Ein leeres Zentrum.

Der Blick zurück in die Passanten. Auf dem Shirt
einer jungen Frau ein mir bislang unbekannter
Lösungsansatz.

Think glocal, act local. ●

Von Ritualen am Stadtrand

Weiter in den Osten Hamms. Gefühlt die Stadtgrenze, oder weit darüber hinaus. Entlang des Kanals Industriehallen und Felder, Höfe und Güterverkehr. Die Löschung von Schiffen, Berge von Sand, Kohle, von mir unbekannten Rohstoffen. Das Kraftwerk am Horizont immer größer. Der Horizont verschiebt sich, füllt sich mit Wolken und Windrädern.

Wo es kaum mehr öffentlichen Nahverkehr gibt und die Straßenschilder Anlass zur Vermutung geben, dass Hamm hier ein Ende hat. Entfernt rauscht die A2, hin und wieder ein Auto auch hier, die seltsame Stille eines Gewerbegebiets. Trockene Ankündigung, eine Überraschung hier: Links Uentrop West I, rechts Hindu-Tempel. In direkter Nachbarschaft zu Lagerhallen und Gebrauchtwagenhändlern der Sri-Kamadchi-Ampal-Tempel – der zweitgrößte hinduistische Tempel Europas.

Der Respekt, das erste Mal einen geweihten Ort einer unbekannten Religion zu betreten. Erinnerungen an Synagogen in Israel, an Moscheen in Palästina oder Sarajevo, an buddhistische Tempel in Ostasien. Kunst im Detail, in Gesängen, in Architektur, Malereien und Skulpturen, viele

Wenn auch gänzlich unreligiös, fangen mich Rituale ein, sie fehlen zunehmend im Alltag. Besondere Orte der Gemeinschaft, mit Konventionen, die man Vorschriften nennen mag. Die Diskrepanz zwischen den Glaubensrichtungen riesig und offensichtlich, eine Gemeinsamkeit aber oft: Stille und Ruhe. Ein anderes Zeitempfinden. Pure Orte.

Gründe, sich mit diesen eigenen Narrationen zu beschäftigen. Wenn auch gänzlich unreligiös, fangen mich Rituale ein, sie fehlen zunehmend im Alltag. Besondere Orte der Gemeinschaft, mit Konventionen, die man Vorschriften nennen mag. Die Diskrepanz zwischen den Glaubensrichtungen riesig und offensichtlich, eine Gemeinsamkeit aber oft: Stille und Ruhe. Ein anderes Zeitempfinden. Pure Orte.



Was bedeuten Grenzen?



Was ist Religion im
Hellweg?

Ein Musterbeispiel dafür, was
Nachbarschaft sein kann.
Überraschend, divers, gegensätzlich.
Absurd. Und schön.

Draußen also Gewerbegebiet, gänzlich andere Rhythmen, eine andere Sprache im Innern. Zwei Priester und ein Angestellter des Tempels in traditionell tamilischen Gewändern. Freie Oberkörper, Schmuck, Farbmarkierungen im Gesicht. Mir nicht sehr vertraute Gerüche und Töne.

Eine tamilische Familie neben mir folgt dem Gottesdienst (unterschiedlich) aufmerksam, die vier folgen dem Priester in festgelegter Reihenfolge, von einem Schrein zum nächsten: Erst ganz vorn in der Mitte, dann hinten links, dann wieder vorn in die Mitte, dann wieder nach hinten. Und so weiter. Ich frage mich, wie diese Prozession aussieht, wenn hier mehr als fünf Gäste durch die Halle wandern. Später lese ich von vielen Tausenden zu entsprechenden Anlässen.

Zu etwas übersteuerter Musik vom Band: Rituale mit Gesang, mit Gaben. Obst und Milch. Feuer und Blüten. Eine andere Welt.

Der Ausblick vor der Tür ein extremer Kontrast. Ein protzendes Kraftwerk zur linken. Ob es sich noch auf Hammer Terrain befindet?

Schräg geradeaus riesige Hallen mit Werbespruch zum absurdem Schenkelklopfen. Nice to meat. So groß wie andernorts Stadtviertel sammeln sich

Gewerbe zu Fleischproduktion und -verarbeitung. Gelagertes Fleisch getöteter Tiere, ausgelagert am Rande der Stadt. Vor den Toren der Stadt Totes und Verzehrbares. Verehrbares. Kraftwerk. Tempel. Ein mythologischer Nachhall. Eine Phantasie, die noch länger nachklingt.

Beruhigend zu wissen, dass der Tempel sich aus eigenen Stücken hier in Hamm-Uentrop niedergelassen hat. Ein Musterbeispiel dafür, was Nachbarschaft sein kann. Überraschend, divers, gegensätzlich. Absurd. Und schön. ○

Von Blitzlichtern, Metaphern und einem Stadtfest

Ein Sonntag in Unna, Vormittag. Westlicher Rand des Hellwegs. Um den Bahnhof die trügerische Ruhe einer Stadt dieser Größe. Wie weit ist das Zentrum?

Gut, dass Bahnhöfe hierzulande schon so lange stehen. Im Zentrum. Der Industrialisierung und Friedrich Wilhelm sei Dank. Kontrastierende Erinnerungen aus China: Das heutige, die Metropolen verbindende Bahnnetz ist noch keine 30 Jahre alt. Bahnhöfe erinnern in Größe und Architektur an europäische Flughäfen. Seltens zentral. Vielmehr sind Zugreisen anzugehen wie in Westeuropa Mittelstreckenflüge. Anreise, Sicherheitskontrollen, Wartezeit, Transfer.

Transfer in Unna, von Bahnhof ins Zentrum wenige Gehminuten. Die Stadt gefüllt. Alkoholreste vom Vorabend. Musikalische Beiträge mit großem Fremdschampotenzial auf Bühnen mit ‚kecker‘ Moderation. Finanziert von lokalen Marken und Unternehmen. Banner in der Größe von Einfamilien-

Bahnhöfe erinnern in Größe und Architektur an europäische Flughäfen. Seltens zentral. Vielmehr sind Zugreisen anzugehen wie in Westeuropa Mittelstreckenflüge. Anreise, Sicherheitskontrollen, Wartezeit, Transfer.

enhäusern. Wippende Familien, Junggesell*innen beim Frühschoppen. Oder Vorglühen. Oder Nachglühen. Menschen im Vorbeigehen, gleichgültig.

An den Straßenrändern sich biegende Tische. Spielzeuge, Kinderkassetten (welch Relikt!) und Kleidung. Und Kindersitze. Auf, unter, neben den Tischen. Dazwischen kreischende Kinder, verfolgt von Eltern. Erhitzte Gemüter, rot angelaufene Gesichter.

Mein Weg führt in die Katakomben einer alten Brauerei. Das weltweit einzige Museum für Lichtkunst. Seit 15 Jahren, tatsächlich hier. In Unna. Wer hätte das gedacht. Räume und Installationen von weltbekannten Künstler*innen aus aller Welt.

Draußen umgeben von menschlichen Wirrungen, von Gerüchen. Zuckerwatte, Bratwurst, Kaffee, Waffeln, Bier. Drinnen, da unten, umgeben von Bewusstseinserweiterungen. Von Licht und Ton. Von Assoziationen, Metaphern, Fragen, Spielereien. Verzerrte Wahrnehmungen, zuckende Tropfen, abgescannte Körper.

Trigger für blitzlichtartige Erinnerungen im Kopf. Gerüche vergessen geglaubter Orte, Begegnungen, Phantasien. Orte, die ich schon bereisen durfte. Orte, die ich bereisen möchte.

Ein Kontrast von Innen- zu Außenwelt. Viele Antworten draußen, viele Fragen drinnen. Affirmation vs. Kritik.

Aber auch: Da unten Hochkultur, teuer eingekauft Perfektion. Da draußen das Leben voller Widerstände. Aber auch: Lichtkunst ist niedrigschwellig. Kaum eine andere Kunst, die das schafft. Alle rein da!

In den Nachrichten die Pleite einer Airline. Auswirkungen des Klimawandels, Fluten in Indien, Stürme in Mittel- und Nordamerika. Wahlkampf. Oder etwas, das daran erinnern könnte. Gedanken und Fragen zu Strukturen, zum Wesentlichen, an große Herausforderungen, abstrakt. Voller Widersprüche. Wie Unna.

Im Kontrast von Lichtkunst und Straßenfest wohl ganz einfach darstellbar. ●

Was ist Nachbarschaft? Wie sieht sie aus im Hellweg im Sommer 2017?



Von Eindrücken aus dem Hellweg | Fazit

Ein verregnetes Wochenende in Berlin. Treiben einer Großstadt, kurze Mützen auf dem Hinterkopf, Kleidung aus dem Secondhand Laden. Man nennt es Vintage. Oder shabby-chic. Bioläden, Rennräder, Apple-Computer. Club Mate Flaschen, selbst gedrehte Zigaretten, gekrempelte Hosen, minimalistische Tattoos. Die Vermengung vieler Sprachen aus unterschiedlichsten Ländern und Kulturen. Man ist cool, man ist Weltstadt. Arm aber sexy. Alles Menschen der Kunst. Und der Start-Ups. „Home is where your heart is“ und „the concept of home does not appeal to me, I am global citizen. But Berlin, you know, so cool.“ Ankerlos. Traditionlos. Fähnchen, flatternd im coolen Wind.

Der Hellweg im Kontrast. Voller Kontraste. In der Stadtplanung etwa. Andere Welten hinter der Brücke, bis zur Bahnstrecke, in der nächsten Nachbarschaft. Juristen hier, Arbeiter dort. Kraftwerk rechts, Tempel links.

**Man spricht deutsch.
Oder westfälisch.
Start-ups heißen hier Firmen.**

Strähnchen im modernen Kurzhaarschnitt. Markenzigaretten. Bier aus der Region. Vornamen der Kinder im Unterarm verewigt, andere Vornamen als in Berlin. Man spricht deutsch. Oder westfälisch. Start-ups heißen hier Firmen. Status des Eigenheims, des Autos. Gepflegte Vorgärten – was sollen nur die Nachbarn denken. Carports und Garagen, Gartenzäune.

Die Herkunft, die Heimat bestimmt signifikant die Identität. „Hamm ist die geilste Stadt der Welt“ oder „Heessen ist das Zentrum“. Man hat ja alles was man braucht. Stadt. Land. Fluss. Der Hellweg sehr ländlich. Das Ruhrgebiet nicht weit. Aber doch auch: „Nach Düsseldorf an einem Mittwochnachmittag ist mir einfach zu weit. Und zu stressig. Da geht ja der ganze Tag bei drauf.“

Während Wissenschaftler*innen in aller Welt die Frage nach Identität untersuchen, hält sich das Thema hier keine Zigarettenlänge. Identität ein Mosaik mit scharfen Kanten. Deutsch. Westfälisch. Sind schwarz-gelb, respektive blau-weiß. Sind, in sperrigem Deutsch: Interessengemeinschaften. Wie die Gruppe Mazda-Cabrio-Fahrer an einem spätsommerlichen Sonntagnachmittag, in Kolonne fahrend. Oder die Jungs am Bahnhof, alle mit Bier-

flasche in der Hand, alle mit den gleichen dicken Buchstaben auf dem Shirt: SC Hackenstramm.

Cool also schon auch. Nur anders. Und vor allem: local citizens. Fest verbunden, verwurzelt. Verankert in Vereinen und Verbänden, in Organisationen, in Traditionen, in Freund*innen und Familien. Alle sind sie von hier, leben sie hier, seit Generationen. Oder kehren zurück, früher oder später. Von hier kommen sie, hier leben sie, hier bleiben sie. Wollen auch mal reisen. Vielleicht sogar weiter weg. Aber.

Eine Zufriedenheit mit dem, was vor der Haustür liegt. Was die Nachbarschaft hergibt. Was Tradition vermittelt.

In Städten wie Berlin nur wenig von so etwas, was als nationales Selbstbewusstsein betitelt werden könnte. Im Hellweg immer wieder die Vergewisserung des Selbstverständlichen. Markierungen der Zugehörigkeiten, der Sympathien, der Gesinnungen. Vermutlich selten als Kritik am Anderen gemeint.

Für Außenstehende, für mich, aber implizit. Markierung als deutsch in Deutschland ist Markierung der Deutungshoheit. Ist Aus- und/oder Abgrenzung. Oder Eingrenzung, Begrenzung des Horizonts, je nach Perspektive und Blickwinkel.

Wege, Orte, Begegnungen, die meinen Alltag prägen, meist in Großstädten. Mein Rhythmus getaktet von Transportmitteln, von Kommunikation in unterschiedlichen Sprachen, von „Projekten“ hier und dort. Das Verschwinden von Zeitzonen, von Stadt- und Landesgrenzen. Vernetzung ist das Schlagwort. Ein Grundsatz: Raus aus der Komfortzone. Versuchen, das Andere zu sehen und zu verstehen. Das Fremde. Das Unbekannte. Füreinander sensibel, füreinander aufmerksam machen, miteinander lernen.

Das Miteinander ist auffällig im Hellweg. So fremd mir der Hellweg anfangs war, vielleicht

Das Miteinander ist auffällig im Hellweg. So fremd mir der Hellweg anfangs war, vielleicht noch ist, so bereichernd waren vier Monate dort, so sehr schätze ich die Vielfalt, die Zufriedenheit, das Miteinander, sei es auch geprägt von lokalen Patriotismen und Rivalitäten, die mir unverständlich sind und bleiben. Das Unverständnis ist aber nicht relevant.

noch ist, so bereichernd waren vier Monate dort, so sehr schätze ich die Vielfalt, die Zufriedenheit, das Miteinander, sei es auch geprägt von lokalen Patriotismen und Rivalitäten, die mir unverständlich sind und bleiben. Das Unverständnis ist aber nicht relevant.

Relevant ist eine Offenheit. Empathie und Solidarität, im Großen nicht erst jüngst niedergeknüppelt von sozioökonomischen Wandeln, von Differenzen zwischen Stadt und Land, Nord und Süd, von West und Ost.

Was sind Traditionen, während wenige Konzerne zunehmend Denken und Handeln lenken und global normieren?

Vier Monate in einer unbekannten Region, Eindrücke aus Landschaften, aus Stadtgeschehen, Geschichten von Menschen, viele Fässer ohne Boden. Ein Privileg. Reisen bildet. Die Begegnung mit Nachbar*innen aus anderen Regionen. Nachbar*innen im Hellweg, oder Düsseldorf oder Berlin, oder Brüssel, Damaskus, Beijing, Santiago. Die Begegnung mit dem Unbekannten eine Begegnung mit sich selbst. Mikrostrukturen als Exempel für Makrostrukturen.

Zurück in Großstädten, zurück im Ausland erzähle ich Geschichten aus dem Hellweg. Kein Baumarkt, eine Kulturregion in NRW. Auch mir neu. Neue Gedanken zu Heimat, zu Deutschland im Sommer 2017. Neue Rhythmen, Traditionen, Sprachgebräuche.

Im Hellweg, so glaube ich gelernt zu haben, sagt man nicht tschüss. Stattdessen: Bis dahin! ●



Kulturregion Münsterland: Natürlich voller Ideen

04



Wind weht um den Stromberger Berg.
Und trägt Düfte heran.
Alte Obstbäume. Pflaume, Apfel.
Spärlicher die Holunderbeeren. Kürzlich
gemähtes Gras. Und etwas Malziges.
Maische aus der naheliegenden Brennerei
oder Brauerei? Silage? Leberwurstbrote?
Leberwurstbrote in Tupperware.
Apfelstücke. Trinkpäckchen.

KULTURREGION MÜNSTERLAND

Vor jeder Kurve mit unübersichtlichem
Baumbestand schalte ich runter in
den dritten Gang. Daran erkennt man
den Fremden hier. Irritierte Blicke
von vorne. Sie schwenken von Bulli auf
Kennzeichen, Fahrerin,
wieder Kennzeichen. Vorbei. Ich habe
das Gefühl, Eindringling zu sein.

Alle Menschen, die ich getroffen habe,
hatten eines gemein: die Bewegung.
Im Alltag, in der Freizeit, im Job,
im Privatleben.

Und man kommt mit ihnen ins
Gespräch – wenn man aufrichtig
interessiert ist und bereit,
sich Zeit zu nehmen.

Schreiberin für die Kulturregion Münsterland: **Claudia Ehlert** (*1990) ist in Ostwestfalen aufgewachsen und hat in Münster und Pachuca (Mexiko) Germanistik, Kultur- und Sozialanthropologie, Deutsch als Fremdsprache und Kulturpoetik studiert. Sie hat ein studentisches Volontariat in der LWL-Literaturkommission für Westfalen abgeschlossen und ist freie Mitarbeiterin im Museum für Westfälische Literatur auf dem Kulturgut Haus Nottbeck in Oelde-Stromberg. Claudia Ehlert lebt und arbeitet in Münster.

Im Wortsinn „erfahren“ hat Claudia Ehlert das Münsterland während des Projekts *stadt.land.text* NRW 2017: Vier Monate war sie in der Region mit ihrem Campingbuli unterwegs und hat per Logbuch online über ihre Erlebnisse berichtet.



Lost in Navigation

Ort: Bauerschaft Schmedehausen, glaube ich |

Datum: So, 09.07.2017 | Wetter: sonnig, 24°C



B lasse krumme Linien ziehen sich durch beige, hellgrüne und dunkelgrüne, unförmige Flecken. Berkenheide, Boltenmoor, Bockholter Berge. Mein *Auto-Rad- und Wanderatlas Münsterland* verzeichnet die Strecke hier farblos als „Sonstige Wege (nur bedingt befahrbar)“. Es ist Sonntagnachmittag. Schon auf dem Schiffahrter Damm wird der Verkehr weniger. Als ich ihn verlasse, verlasse ich auch mir bekanntes Terrain. Die folgenden Straßen sind zwar asphaltiert, aber gerade noch so bullibreit.

Vor jeder Kurve mit unübersichtlichem Baumbestand schalte ich runter in den dritten Gang. Daran erkennt man den Fremden hier. Irritierte Blicke von vorne. Sie schwenken von Bulli auf Kennzeichen, Fahrerin, wieder Kennzeichen. Vorbei. Ich habe das Gefühl, Eindringling zu sein. Ich höre Saloon-Türen zuschlagen, Stiefelritte verklingen und Cowboys in den Staub der Straße spucken. Die Kühe zu meiner Rechten scheinen allerdings eher desinteressiert.

Zwei Radfahrer biegen um die Ecke und kommen mir selbstbewusst im Sattel sitzend entgegen. Nebeneinander nehmen sie die gesamte Breite der Straße ein. Ich schalte herunter in den zweiten Gang, bremse. Die beiden tragen Sonnenbrillen und Funktionskleidung. Zudem Fahrradtaschen. Revolver oder Stern am Revers kann ich nicht erkennen. Sie verzicht die Mundpartie und raunt ihm etwas zu. Nun fahren sie doch hintereinander an mir vorbei. Im Rückspiegel sehe ich die beiden ohne großes Treten beschleunigen.

Easy Biker...

Die Straße, der ich nun folge, hat nicht einmal mehr einen Namen. Die einzigen Verkehrsschilder hier sind gut faustgroß, quadratisch und weisen Rad-, Reit- und Wanderwege aus: die Friedensroute, den Jakobsweg, einen integrativen Reitweg. Detlev Buck hat sich mal zu der vielzitierten Aussage hinreißen lassen, Road Movies müssten in

Deutschland immer am nächsten Verkehrsschild enden. Man kann sich gar nicht mehr verlieren – im positiven Sinne. Hier kann man es scheinbar doch, wenn auch anders.

Hinter der nächsten Maisfeldbiege blockiert ein Pkw das Fortfahren. Ihn überragt im Hintergrund ein großer Anhänger. Zur Linken sattgrüne Stängel, zur Rechten goldgelbe Stoppeln. Ein Mähdrescher zieht seine Bahnen. Gerste, wie ich später erfahre. Das Korn braucht noch ein paar Tage. Ich halte, steige aus. Der Herr hinterm Steuer des Pkw steigt ebenfalls aus. Die Sonne brennt von oben. Showdown. Ich höre das Tumbleweed auf dem Asphalt rascheln. „PRIVATWEG.“ Das Schild muss ich übersehen haben. Und mein Navigationssystem ignoriert es.

Mein Navi ist Kommunist, stelle ich fest.

Ich entschuldige mich, erkläre, dass ich verabredet bin. Gleich hier um die Ecke. Keine fünf Minuten mehr – sagt das Navi. Eine Tour durch die Bockholter Berge. Schweigen. Er runzelt die Stirn. Der Lüfter im Bulli schaltet sich mit einem letzten Brummen ab. Ich höre den Solar-Wackel-Flamingo auf dem Armaturenbrett: Klack – Klack – Klack. Dann winkt der Mann mich durch. Der Bulli und ich holpern über ein Stück Stoppelfeld. Dann folgen wir wieder dem Asphalt. Ein Waldstück und ein Stapel Stämme. Die mechanische Stimme lotst mich weiter, als wäre nichts gewesen. ●

Tanz den Flamingo

Ort: Zwillbrock | Datum: So, 16.07.2017 |

Wetter: bewölkt, 18°C

Rosafarbene Zuckerwatte am Stiel, wie auf der Kirmes. Nur mitten in den See gesteckt, unweit des Schilfgürtels in der Ferne. Kunst? Skulptur Projekte, eine Stunde Fahrt von Münster entfernt? Über allem das Geschrei der Lachmöwen, wenn auch heute verhältnismäßig ruhig, so Bettina. Als wüssten sie, dass Sonntag ist. Da vorn eine Gans, da drei Kormorane, unbeweglich, mitten im Grau. Der Nieselregen setzt wieder ein und ein leichter Wind kommt auf. Da, es muss ein Geräusch gewesen sein. Unruhe auf dem See. Die Zuckerwatte fliegt auf.

Flamingos. Im Münsterland. Nicht im Zoo, nicht im Kino. In freier Wildbahn. Ja, genau. An der Palme links und dann Sandstrand voraus? Nicht ganz. Im Naturschutzgebiet Zwillbrocker Venn, mitten im Lachmöwensee, liegt die Flamingoinsel. Von Strandbar, Cocktails und Sonnenschirmen sind wir hier allerdings weit entfernt. Seit 1982 kommt jedes Jahr eine Flamingokolonie hierher. Um zu balzen, zu brüten und die Küken großzuziehen. Bis es, wenn die Jungen flügge sind, zum Überwintern in die Niederlande ans Rheindelta geht.

Do the Flamingo Dance: head-flagging, marching und wing-salute

Ich bin heute Morgen an der Biologischen Station Zwillbrock verabredet. Mit sieben Kindern und Elternanhänger geht es ins Zwillbrocker Venn. Geführt von Bettina. Und Frieda und Fred. Frieda ist ein Chileflamingo. Fred ein europäischer Flamingo. An den beiden kuscheligen Miniaturausgaben können wir die Unterschiede der beiden Arten erkennen. An der Farbe der Beine, des Schnabels und der Augen. Sie begleiten uns auf unsere Expedition. Und finden zeitweise Unterschlupf in Bettinas Tasche, als wir selber erproben, wie die Flamingos zur Balz tanzen. Oder herausfinden, dass sie sehr viel müheloser auf einem Bein stehen können als wir. Beneidenswert.

Wir stoßen entlang des Lachmöwensees auf einen Wasserskorpion, daumennagelgroße Frösche – die Saison hat gerade begonnen – und Moorschnecken. Die Flamingos hingegen habe sich in Richtung Insel verzogen, hinter den Zaun. Der wurde zum Schutz vor Meister Reineke im seichten Wasser aufgestellt. Um die brütenden Flamingos nicht zu stören. Heute dürfen wir, in Begleitung



Flamingos. Im Münsterland. Nicht im Zoo, nicht im Kino. In freier Wildbahn. Ja, genau. An der Palme links und dann Sandstrand voraus?

von Bettina, die öffentlichen Wege verlassen und schlüpfen durch ein Tor auf der gegenüberliegenden Seite des Zauns. Der Trampelpfad ist schmal. Als es über einen Steg geht, wird deutlich, dass wir tatsächlich mitten im Moor unterwegs sind.

Seeblick-WG mit Familienanschluss

Neben einer kleinen Holzhütte klettern wir auf einen Hügel. Tatsächlich: Flamingos im Münsterland. Mitten im See. Die sechs Flamingokükchen tarnen sich in der Gruppe der Lachmöwen auf der Insel. Ebenso grau-weiß. Überhaupt eine gute Partnerschaft, erklärt Bettina. Denn es müsse eher Flamingoeltern statt Rabeneltern heißen. Naht ein Feind, lassen sie alles stehen und liegen. Auch ihre Küken. Da sind die Lachmöwen sehr viel verteidigungslustiger. Und sie sorgen dafür, dass der ansonsten nährstoffarme See mitten in der Moorlandschaft genügend Futter für die Flamingos und alles, was da sonst so kreucht und fleucht, bereithält.

Woher die nördlichste freilebende Flamingokoloniie im Zwillbrocker Venn kommt, weiß niemand genau. Vielleicht aus einem Zoo oder aus privater Haltung entwischt? Eine Vermisstmeldung gab es jedoch diesbezüglich nie, so Bettina. Chileflamingos und europäische Rosaflamingos kommen seit Jahren gemeinsam zum Balzen und Brüten her. Bis im letzten Jahr war sogar ein Kuba-Flamingo dabei. In Zukunft gibt es dann vielleicht den Zwillbrocker Venn Flamingo. Darauf dann einen Cocktail!

Von März bis August kann man mit etwas Glück einen Blick auf die Flamingokolonie im Zwillbrocker Venn erhaschen. Entweder auf dem sechs Kilometer langen Rundweg aus der Ferne, oder, mit einer der geführten Wanderungen des Bildungswerks der Biologischen Station Zwillbrock, von einem näher gelegenen Beobachtungsosten. Zum Beispiel in Begleitung von Bettina und Flamingo Frieda. Bettina Hüning ist Diplom-Landschaftsökologin und führt für das Bildungswerk der Biologischen Station Zwillbrock Klein und Groß durch das Zwillbrocker Venn. ●

Münsterland am Meer

Ort: Baumberge | Datum: Mi, 19.07.2017 |

Wetter: sonnig, 31°C



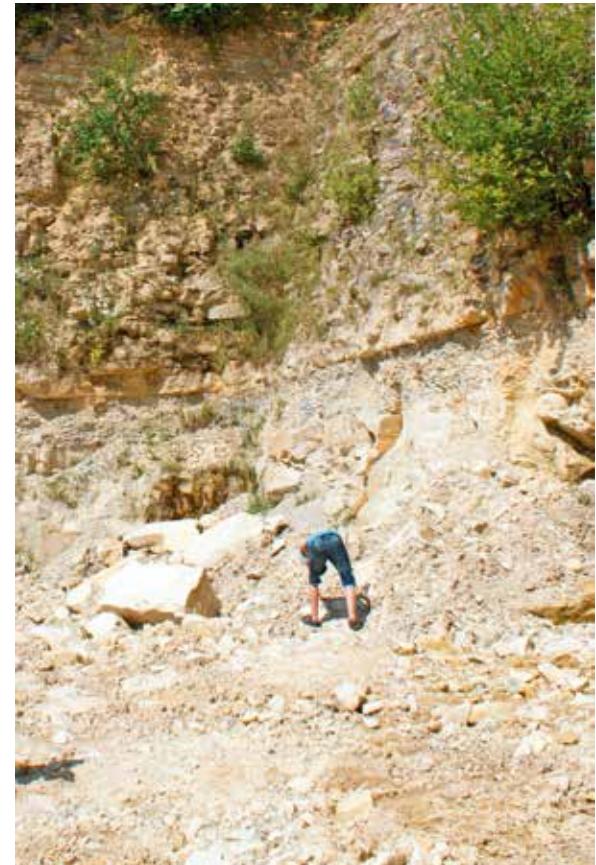
Das übliche Nachmittagstief. Die Arme der Wasserpflanze schwingen sanft in der kaum spürbaren Strömung. Die Schnecke am Meeresgrund zieht gemächlich ihre Bahn. Muscheln gähnen den Fischen entgegen. Letztere dümpeln im Wasser, bewegen nur leicht die Flossen. Ein Grollen. Der Blick zur Wasseroberfläche: Nichts deutet auf einen Sturm hin. Aber die Strömung schlägt um. Ein Blick in die Ferne: eine Trübung? Bewegung im Wasser. Die Muscheln schnappen zu. Die Schnecke verzieht sich in ihr Haus. Die Wasserpflanze greift krakend um sich. Flossen schlagen schneller. Die Trübung rollt heran, eine Welle aus – Dunkel.

So war das. Oder so ähnlich. Vor etwa 75 Millionen Jahren. Heute stehen wir mitten drin im Meer, auf dem Grund. Uneben von frischem Bruch. Die Werksteinbänke vor uns. Darüber verschiedene Schichten. Tonmergel, taubes Gestein. Etwa zehn Meter hoch ragt es vor uns in die Nachmittagsonne. Oben auszumachen ein paar Gräser und Buschwerk. Wir stehen in einem der letzten aktiven Steinbrüche in den Baumbergen.

Baumberger Kalksandstein. Der Marmor des Münsterlandes. Hierher kamen die Baumaterialien für den höchstgelegenen Hof im Münsterland, den wir eben passiert haben, Hof Meier. Und für das Schloss, den Dom und den Erbdrostenhof in Münster. Ohne den Sandstein sähe es wohl in weiten Teilen des Münsterlandes anders aus.

Marmor des Münsterlandes

Wir sind heute die Einzigen hier im Steinbruch. Jupp, 12 Kinder und ich. Etwa acht Kilometer von unserem Startpunkt, dem Bahnhof Billerbeck und dem Bulli entfernt. Es sind Sommerferien. Heute soll der wärmste Tag der Woche werden. Wir stehen im Schatten am Eingang des Steinbruchs. Laut Temperaturanzeige unserer GPS-Geräte wurde die 30°C-Marke soeben geknackt. Neben uns ein übermannsgroßer, feinsäuberlich abgespal-

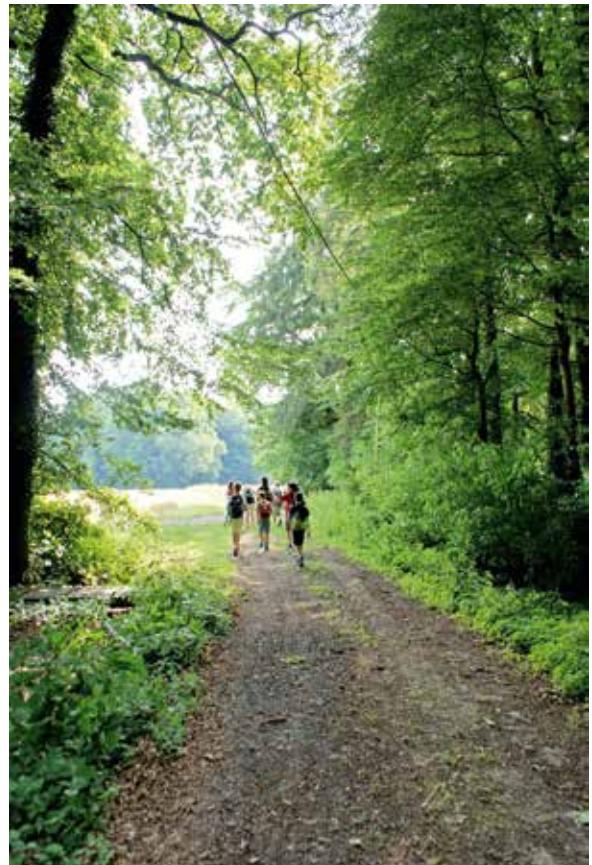


tener Kalksandsteinblock. Dahinter geht es weiter bergab. Abraum, gebrochenes Gestein, Berge davon. Beige, gelblichbraun und gräulich.

Relikte aus einem Land vor unserer Zeit

Jupp zieht aus seinem Wanderrucksack die laminierte Abbildung eines Fossils. Ein Fisch, mit allem Drum und Dran. So einen hat man hier gefunden, in den Baumbergen. Ihn hatte das Seebben überrascht. Weite Teile des Meeresbodens von einer Sekunde auf die andere eingeschlossen. Muscheln, Seeigel und Tintenfische. Unter Jupps Führung gehen wir selbst auf Erkundungstour, drehen Steine um, suchen am Boden, im Geröll. Helle Ablagerungen in der ansonsten dunkleren Bodenschicht. Zerriebene Muscheln. Jupp fährt die Linie mit dem Finger nach.

Entlang von Feldern und Waldstücken. Überwachsene Hügel. Ehemalige Steinbrüche. Schließlich auch spürbar bergauf. Neben einem Meer nun auch noch Berge im Münsterland. Hier irgendwo ein weiterer Zettel, eingerollt in eine kleine Kapsel. Meist irgendwo am Wegesrand. Und schließlich, am Longinusturm, das Puzzlen nach dem Lösungswort. Im Schatten des Turms. Mit Blick aufs Meer.



Der Steinbruch ist auf unserer Wanderung heute nur eine Station. Wir suchen nach Buchstaben. GPS-Geräte weisen uns den Weg durch die Baumberge, das Münsterländer Meer. Immer wieder blaue Fähnchen auf dem Display entlang der Strecke. Entlang von Feldern und Waldstücken. Überwachsene Hügel. Ehemalige Steinbrüche. Schließlich auch spürbar bergauf. Neben einem Meer nun auch noch Berge im Münsterland. Hier irgendwo ein weiterer Zettel, eingerollt in eine kleine Kapsel. Meist irgendwo am Wegesrand. Und schließlich, am Longinusturm, das Puzzlen nach dem Lösungswort. Im Schatten des Turms. Mit Blick aufs Meer. ●

Josef Räkers ist Diplom-Geograph und für die Baumberge-Region zuständiger Wegewart. Er hat als Projektleiter den Baumberger Ludgerusweg, dessen Verlauf wir heute streckenweise gefolgt sind, konzipiert und umgesetzt. Und die interaktive Schatzsuche mit GPS-Geräten. Kindern und Jugendlichen so die Geschichte der Region und ihre Natur spielerisch nahezubringen ist ihm ein besonderes Anliegen. Im Oktober waren wir im Rahmen des Münsterland Festivals erneut in den Baumbergen unterwegs. Auf der Suche nach dem Meer und dem Marmor des Münsterlandes. ●

Hier und Nichthier

Ort: Burg Hülshoff | Datum: Sa, 26.08.2017 |

Wetter: bewölkt, 19°C

Der Parkplatz füllt sich schnell. Die Leute strömen. Um das hier! zu sehen. Die Sehnsucht in die Ferne. Und das NICHT-HIER. Ich bin gerade – in der Mitte.

Zwei Monate mit dem Bulli unterwegs durch das Münsterland. Immer ein Stück zuhause dabei: mein Bett, meine Bücherkiste, mein Draht zur Welt. Durch die Windschutzscheibe jeden Tag ein neuer Ausblick. Vor der Tür jeden Tag ein neuer Vorgarten. Bin ich hier oder nichthier, in der Fremde oder doch noch im Eigenen? Vielleicht ist auch die Grenze dazwischen bewohnbar. Die Bewegung. Für kurze Zeit. Wenn die Unruhe nicht wäre.

„Rastlos treibts mich um“

Ein Fünftel ihres Lebens verbrachte die Drosste auf Reisen. Zehn Jahre bewegte sie sich auf familiären Routen. Ostwestfalen, der Bodensee, die Schweiz und die Niederlande. Etwa die Hälfte ihres Werks entstand auf Reisen. „The World as Raw Material.“ Ohne das Unterwegs-Sein, in Gedanken wie auf der Straße, hätte auch ich den Großteil meiner Texte so nicht schreiben können. Begegnungen. Menschen in Bewegung. Abgelegene Orte. Ich habe einige gesehen und werde noch einige aufsuchen. Von manchen hatte ich zuvor



**Eine Frau. Unverheiratet.
Betritt man die Ausstellung, tritt
man zunächst wie selbstverständlich
den Reisegefährten entgegen.
Auf Augenhöhe.**

gehört. Über andere bin ich gestolpert, habe sie auf meinem Weg für mich entdeckt. Einige habe ich beschrieben und geteilt.

Sehnsucht in die Ferne ist der Titel der Ausstellung. So nennt die Droste ihren ganz persönlichen „Plagedämon“. Immer dort sein zu wollen, wo sie nicht ist. Die Sehnsucht in die Ferne immer auch eine Sehnsucht nach dem (anderen) Hier? Nach weiblicher Selbstbestimmung, nach Handlungsmacht? Eine erträumte Freiheit im Schreiben, im heimlichen Lösen des gebundenen Haars. Eine Frau. Unverheiratet. Betritt man die Ausstellung, tritt man zunächst wie selbstverständlich den Reisegefährten entgegen. Auf Augenhöhe. Manchmal begegne ich ihnen auf meinem Road Trip. Dann erntet meine Antwort – „Ja, genau, ich bin allein unterwegs, mit dem Bulli“ – Stirnrunzeln und hochgezogene Augenbrauen.

Daneben dann das Reisegefährt. Die Postkutsche, die Eisenbahn, das Dampfschiff. Technische Entwicklungen ihrer Zeit veränderten das Wie und das Wohin der Reise. Mein Gefährte und Gefährt wäre vielleicht auch etwas für die Droste gewesen: Der Bulli als ein Stück Eigenes in der Fremde. Und statt mobiler Münzsammlung die Bücherkiste. Statt Erpernburger Butterbröde der Filterkaffee im Thermobecher. Und die Rastlosigkeit. Die Unruhe. Sirenengesang der Ferne oder „klingt wie Heymathslieder“? Sehnsucht – in beide Richtungen? Flucht. Suche. Traum. Ziel. Rückkehr.

,Mein Indien liegt in –‘

Sehnsucht treibt die Schreibenden um. Nach Räumen. Vermeintlich fern, vermeintlich nah. Die musikalische Performance *NICHTHIER* lässt die Droste ebenso zu Wort kommen wie westfälische Künstler*innen der Gegenwart. Ersehnen von Orten. Von Aufbrechen und Ankommen. Von globaler Entgrenzung und lokaler Verortung. Stimmen sprechen von Westfalen und der Welt. Das Eigene braucht immer auch das Fremde. Zur Abgren-

zung. Zur Selbstvergewisserung. Zur Verortung. Wobei beides zum Sehnsuchtsort werden kann: Heimat und Fremde. Heimweh und Fernweh. Im Sehnen scheint die Unmöglichkeit schon verankert – ein künstlerischer Motor?

Wo entsteht Kunst? Was ist der richtige Ort des Schaffens? Der Dichter*innen-Ort. Der Ich-Ort der Poesie. Braucht es Sesshaftigkeit oder Bewegung? Verwurzelung oder Ungebundenheit? Den Rückzug ins Ich oder das Mitten-in-der-Welt-Sein? Um Inspiration zu finden. Um kreativ sein zu können. Annettes Ort kann man in der Ausstellung aufsuchen. Die virtuelle Realität ist vor allem – schwer. Im Schaukelstuhl sitzend halte ich die Brille mit beiden Händen. Bin hier, bei mir, das Kissen im Rücken. Das Schaukeln. Bin nichthier, wo sich das Licht im Wassertropfen am Rocksäum bricht, im Grase. Bewege mich. Stetig vor und zurück.

Was sind meine Souvenirs? Was nehme ich mit von meiner bisherigen Reise durch das Münsterland? In meinem „Schatzkästlein“ liegen: ein Stück Sandstein, eine rosaarbene Feder, ein Festivalbändchen, eine venezianische Maske. Mein Atlas des Münsterlandes, der mit jedem besuchten Ort dicker wird. Mehr Zettel ansammelt. Und verschiedenste Texte, die ihren Weg hinein und hinaus finden. Hier dann die Postkarten meines Road Trips. Von: Mir. An: Alle, die mögen. Briefmarke: Sehnsucht in die nahegelegene Ferne, ins Fremde im Eigenen.

Die *Droste-Tage* auf der Burg Hülshoff umfassten 2017 den offiziellen Auftakt des Literatur-Festivals *hier!* des Netzwerks literaturland westfalen. Die in der Vorburg uraufgeführte musikalische Performance *NICHTHIER*, unter Regieteam *REKORTLOW*, wurde im Rahmen der Ruhrfestspiele in Recklinghausen erneut gezeigt. Die Wanderausstellung *Sehnsucht in die Ferne. Reisen mit Annette von Droste-Hülshoff*, war von August bis November 2017 in der Vorburg zu sehen. Weitere Reisestationen in Westfalen, dem Sauerland, dem Rheinland und am Bodensee folgen. ☺

Survival Gardening

Ort: Alte Ökonomie, Kloster Bentlage, Rheine |

Datum: Fr, 06.10.2017 | Wetter: Reste des Sturms
auf den Wegen, regnerisch, 9°C

Die Regale sind leer. Scheiben blind. Scherben und Verpackungsmüll knirschen unter den Sohlen. Plastikfetzen und Blätter rascheln über gesprungenen Fliesen. Trübes Tageslicht dringt bis zum Kassenbereich, vielleicht noch bis zu den ersten Regalreihen. Die Kühlabteilung, tief im Inneren, im Taschenlampenlicht in Streifen zerschnitten. Es ist still. Kein Radio, keine Durchsagen, kein Summen der Kühltheken, kein Rauschen der Gefriertruhen. Was tun, wenn das System zusammenbricht? Wenn Supermärkte leer, Cafés und Restaurants verlassen, ausgeräumt sind. Wenn Dosen und in Plastik verschweißte Vorräte langsam zur Neige gehen.

Seit April diesen Jahres arbeiten Swaantje und Philip auf der Ökonomie von Kloster Bentlage. Hier haben sie auf etwa 100 qm ihren Krisengarten angelegt – auf Basis eines Gemüsesaatgut-Bevorratungspakets, das eine vierköpfige Familie im Katastrophenfall ernähren soll. Ist fruchtbare Land und sauberer Wasser gefunden und gesichert, soll dieses Paket dem Überleben dienen. 20 reinsaatige Samen, verpackt in 20 Tütchen. Erbsen, Bohnen, verschiedene Kohlsorten, Kürbis,

Karotten, Zwiebeln, Mais, Salat. An Wissen allein das, was auf der Rückseite der Packungen steht. Nichts über die Beschaffenheit des Bodens, die Schädlinge oder die Witterung.



Am Gartenzaun, der aus herumliegenden Zaunelementen und Holzlatten selbst gezimmert wurde, kommt es während des *Survival Gardening* Projektes immer wieder zu Begegnungen mit den Menschen aus der Region. Mit ihrer Beziehung zur Natur, zur Scholle.



Ein europaweites agierendes künstlerisches Projekt begibt sich in bekannte Gefilde – nach Westfalen.

Einen Moment lang, einen Augenblick, Anfang des Sommers, im Juli, war alles perfekt, so Philip. Da hätte man die Zeit anhalten wollen. In der „Grünen Blase“. Bis auf die Paprika gehen alle Samen im selbst angelegten Garten der alten Ökonomie am Kloster Bentlage an. Neben dem Krisengarten die Auseinandersetzung mit konkreter Landschaft und Natur. Ein Dekodieren von Texten, ein Erfahren des lebendigen Archivs.

Begegnung mit den Bewohner*innen vor Ort. Daraus entwickeln Swaantje und Philip Ideen für Interventionen im öffentlichen Raum. Performances, die Traditionen und Geschichten einer Landschaft und ihrer Bewohner*innen reflektieren. Sie aufrufen und befragen. Mit vergleichendem Blick in die Gegenwart.

Am Gartenzaun, der aus herumliegenden Zaunelementen und Holzlatten selbst gezimmert wurde, kommt es während des *Survival Gardening* Projektes immer wieder zu Begegnungen mit den Menschen aus der Region. Mit ihrer Beziehung

zur Natur, zur Scholle. Und, was daraus hervorgeht. Hervorkommt. Über – Lebensmittel. Essen. Gemeinschaft. Die Versorgung aus dem eigenen Nutzgarten ist hier noch Teil des Gedächtnisses. Ein Zurück dahin? Nicht vorstellbar. Keine romantische Verklärung oder Landlust-Ästhetik, sondern vor allem die lebendige Erinnerung an – harte Arbeit. Ein Vermissen – ja. Ein Zurück – nein.

Wann schlug die Selbstversorgerkultur zur Supermarktkultur um?

Vor dem Ersten Weltkrieg waren Gärten zur Selbstversorgung vor allem bei der Arbeiterschaft verbreitet. Erst während des Krieges setzte sich der Garten auch in der Bürgerschicht durch. Wer während des Zweiten Weltkriegs einen Garten hatte, erfuhr zwar Mangel und Entbehrung – aber keinen Hunger. Wer keinen hatte – Philip und Swaantje geben wi(e)der: Erinnerungen an Hamsterfahrten. Städter aus dem Ruhrgebiet. Butter in der Kleidung versteckt. Nachts. Die Sperren umgehend. Ein Leuchten nach noch unreifen Beeren. Ein Suchen nach den letzten zurückgelassenen Bohnen im Kraut auf dem Feld. Tauschgeschäfte durch den handbreit geöffneten Türspalt. In Krisenzeiten ändert sich das Verhältnis von

Mensch und Natur. Eine (Wieder)Entdeckung scheinbar vergangener Kulturtechniken. Der eigene Nutzgarten. Beeren und Maronen sammeln. Giersch und Brennnessel als Nahrungsmittel. Ein Kochen und einlegen. Rote Beete färbt den Stoff.

Die Performances und Installationen brechen Bekanntgeglaubtes auf. Leuchten neue Räume aus. Bei manchen Passant*innen streifen sie die Wahrnehmung nur. Oder aber treffen mitten hinein. Fordern Reaktionen heraus. Stoßen an. Treffen auf Unverständnis bis Ablehnung, aber auch auf Neugierde und Interesse. Was nimmst du mit? Was macht das mit dir? Sie liefern keine Antworten. Sie stellen Fragen. Tragen sich fort. Bis nachhause gehe ich noch ein paar Schritte. Den Rucksack voll mit Maronen. In Händen einen kopfgroßen Kohlrabi aus dem Krisengarten. Es rieselt. Mir kommen fünf Personen entgegen. Drei von ihnen stellen Blickkontakt her. Drei von ihnen lächeln mich an.

Wo stehen wir heute im Verhältnis zur Natur? Schützen, konservieren, kontrollieren?

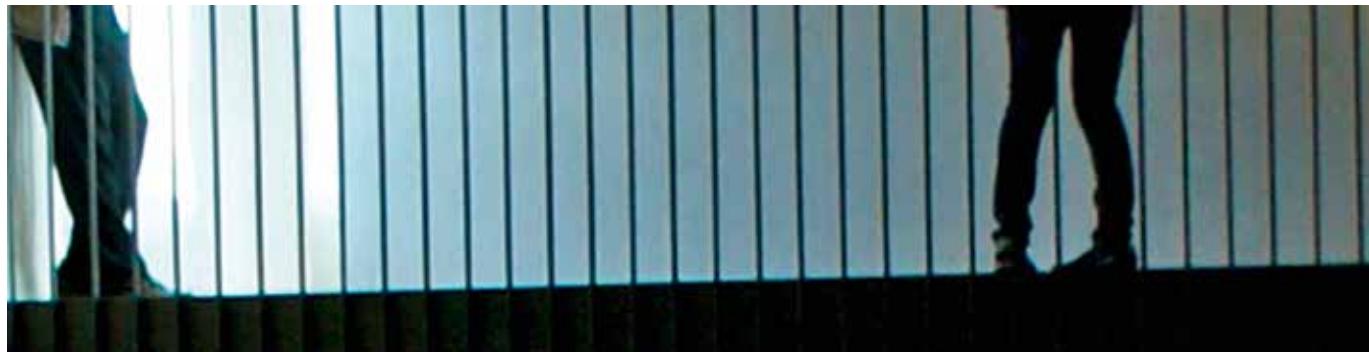
P.S.: Es gibt Grünkohlsorten, die keinen Frost benötigen. Es gibt Kohlrabisorten, die nicht verholzen, wenn sie größer als faustgroß werden. Es stimmt. Ich habe sie probiert.

Bis nachhause gehe ich noch ein paar Schritte. Den Rucksack voll mit Maronen. In Händen einen kopfgroßen Kohlrabi aus dem Krisengarten. Es rieselt. Mir kommen fünf Personen entgegen. Drei von ihnen stellen Blickkontakt her. Drei von ihnen lächeln mich an.

Die Ausstellung *PRESERVED // Survival Gardening* von Jan-Philip Scheibe und Swaantje Güntzel gibt Einblicke in die Erträge des Krisengartens an der Alten Ökonomie beim Kloster Bentlage in Rheine sowie in die Interventionen und Performances des Sommers 2017. Zudem wird das Gesamtprojekt *PRESERVED* vorgestellt, das seit 2009 an verschiedenen Standorten in Europa realisiert wurde und in Zukunft fortgesetzt wird. ●

Die Mitte Europas – Meeting Halfway

Ort: Auf der Hälfte zwischen Athen und Reykjavik |
Datum: So, 08.10.2017 | Wetter: wechselhaft, 10°C,
oder: ein isländischer Sommertag



Stanislaw Mucha macht sich in seinem 2004 erschienenen Dokumentarfilm *Die Mitte* nicht auf, die Ränder und Grenzen Europas zu betrachten, wie es viele europäische Road Movies auf der Suche nach einer postmodernen europäischen Identität machen. Er fragt nicht nach dem Anfang oder Ende. Sondern er sucht das Zentrum des Kontinents. Er und sein Team begeben sich in zwölf Ortschaften, die allesamt behaupten, die Mitte Europas zu markieren. Seine Recherche führt ihn dabei nicht nur nach Deutschland und Österreich, sondern auch nach Polen, Litauen, die Slowakei und die Ukraine.

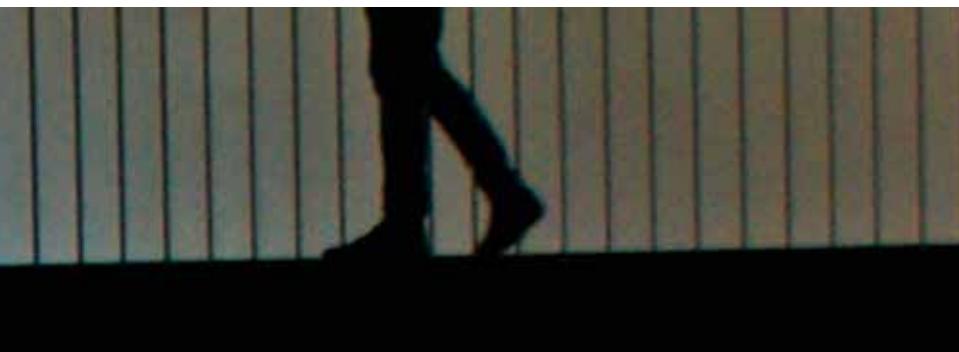
Zumindest diesen Herbst liegt sie vorübergehend im Münsterland, die Mitte Europas. Hier, auf halber Strecke zwischen Athen und Reykjavik, treffen Kunst aus dem hohen Norden und dem tiefen Süden Europas für zwei Monate intensiv aufeinander. Beim Münsterland Festival part 9. Auf der heutigen Kunsttour zur Eröffnung der Druckgrafik-Ausstellung im Dormitorium des Klosters Bentlage in Rheine und in der Galerie Münsterland Emsdetten sowie einer abschließenden Kuratorinnenführung zu *Meeting Halfway* im DA Kloster Gravenhorst ganz buchstäblich. Künstler*innen und Besucher*innen sind im Bus gemeinsam unterwegs, machen an den drei Orten

im Münsterland Station, kommen über Kunst ins Gespräch.

Kunst, Musik und Dialoge im Spannungsfeld von Gegenwart und Vergangenheit

Vielfalt und Facettenreichtum. Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In Paraskevi Papadimitrious Werk mischen sich Medusenhäupter mit Playmobilmännchen und Aliens. Widersprüche in ein und demselben Körper der Gegenwart. Von der Drei- hin zur Zweidimensionalität und zurück. So kann man in Valgerður Hauksdóttirs *Euphonie* nicht nur verschiedene Ebenen und ihren Dialog entdecken, sondern auch durch sie hindurchschreiten. Ein Kunstbuch Anna Snædís Sigmarsdóttirs wird zur isländischen *message in a bottle*. Thanos Tsiosis erzählt in seinen Holzschnitten antike Muster neu. Ein Über- und Ineinander von Vergangenheit und Gegenwart.

Der isländische Fotograf Einar Falur Ingólfsson bereist auf den Spuren von W.G. Collingwood und Johannes Larsen *Saga Sites*. Konkrete Orte, die Eingang in die isländische Sagenwelt gefunden haben. Manche wirken bis auf den letzten Stein unverändert, in der Wildnis der Zeit enthoben. Manche im Tourismuszeitalter angekommen.



Deutliche menschliche Spuren in der Landschaft. Verstrichene Zeit. Manche von der Natur wieder eingeholt. Ins Auge stechen die Fotografien von Zäunen, mitten in der Weite. Jeder Bauer baut sie aus dem, was er gerade (übrig) hat, hat einen eigenen Stil. Sie begrenzen nichts. Dienen allein den Tieren als Schutz, als Zufluchtsort vor der Witterung. *Shelters*.

Der Umgang mit den alten als eine Suche nach den neuen Mythen Europas?

Panos Kokkinias nimmt ebenfalls Landschaft in den Blick. Er inszeniert seine Fotos, wartet auf den perfekten Augenblick. Ein stilles Meer. Eine leere Ebene. Und setzt dann den Menschen hinein. In Konflikt? Verloren? Unheimlich? Der Betrachter steht in Distanz zum Geschehen. Distanz, die Raum für Ironie und Befremden schafft. Yorgos Zois' Videoinstallationen beschäftigen sich mit der Wirtschaftskrise. Leere Werbeschilder wirken wie ihre Zeichen. *Out of Frame. Casus Belli*. Ein

Deutliche menschliche Spuren in der Landschaft. Verstrichene Zeit. Manche von der Natur wieder eingeholt. Ins Auge stechen die Fotografien von Zäunen, mitten in der Weite. Jeder Bauer baut sie aus dem, was er gerade (übrig) hat, hat einen eigenen Stil. Sie begrenzen nichts.

sich schließender Rollladen bringt eine ganze Gesellschaft zum Einsturz. Der Kollaps beginnt still, am Ende der Schlange, aber pflanzt sich von dort aus fort. Vor der Kulisse eines abgesperrten Amphitheaters.

Die unterschiedlichen Arbeiten werden zu Reiseführern ihrer Länder, die Klischees bestätigen und brechen. Es geht um das kulturelle Erbe und seine Bedeutung in der Gegenwart. Ganz materiell und figürlich bis hin zur abstrakten Einbindung in die druckgrafischen Werke der isländischen und griechischen Künstler*innen. Zwischen Fiktion und



Realität. Ein Zusammenbringen von Techniken, Mustern, Themen, Zeiten. Von Holzschnitten über Collagen und Fotografien bis hin zur Videoinstallation. Trotz aller Kontraste finden sich auch Parallelen in den künstlerischen Arbeiten: Natur, Sagenwelten, wirtschaftliche und gesellschaftliche Krisen und das Meer.

Treffen auf halber Strecke. Island – Griechenland. Nordatlantik – Mittelmeer. Ein Treffen in der Mitte. Einige Werke der Grafikprojekt-Ausstellung entstanden während der zweiwöchigen gemeinsamen Arbeit in der Druckwerkstatt auf dem Kloster Bentlage im Mai 2017 in Rheine. Begegnungen zwischen Künstler*innen, Landschaften und Gedankenwelten. Porträtdrucke, über die sich Blumen ranken. Ein gestochenes Tagebuch mit Überraschungsmoment: Das Wasser, das über Bündel aus Schwarzdornreisig rinnt. Geht man am Gradierwerk in Rheine entlang, schmecken die Lippen danach salzig. Wie nach einem Spaziergang am Meer.

Das Münsterland Festival lud im Jahr 2017 zum 9. Mal Künstlerinnen und Künstler aus Europa ins Münsterland ein – zu Kunst, Musik und Dialog. Die musikalische Bandbreite reicht dabei von Jazz über Pop und Traditional bis hin zu Klassik. Ausstellungen, Exkursionen und Lesungen rundeten das Festivalprogramm mit den beiden Gastländern Island und Griechenland ab. Mehr als 40 Veranstaltungen gaben einen Einblick in die Vielfalt, Gegensätze und Parallelen europäischer Kulturen. Und bringen Interessierte an besonderen Orten der Region zusammen.

Das *Island / Griechenland Graphikprojekt* war eine Kooperation des Klosters Bentlage Rheine mit der Galerie Münsterland Emsdetten und dem FARB Forum Altes Rathaus Borken. Die Ausstellung umfasste Werke von Thanos Tsiossis, Anna Snædís Sigmarsdóttir, Valgerður Hauksdóttir, Paraskevi Papadimitriou sowie Hans-Uwe Hähn und Andreas Rosenthal. Die Ausstellung *Meeting Halfway. Treffen auf halber Strecke* im DA Kunsthaus Kloster Gravenhorst präsentierte Werke von Panos Kokkinias, Einar Falur Ingólfsson und Yorgos Zois. ●

Ein Zusammenbringen von Techniken, Mustern, Themen, Zeiten. Von Holzschnitten über Collagen und Fotografien bis hin zur Videoinstallation. Trotz aller Kontraste finden sich auch Parallelen in den künstlerischen Arbeiten: Natur, Sagenwelten, wirtschaftliche und gesellschaftliche Krisen und das Meer.



Kulturregion Niederrhein: Ein unverwechselbares kulturelles Gesicht

05

Ich kenne so ein Ding in klein, im Kindergarten hatten wir Webrahmen, und mit diesen Holzteilen schifft man den einen Faden quer durch die längs aufgespannten Fäden und so entsteht dann ein Stoff oder ein Teppich oder im Fall unserer Kindergartenweberei mangels Durchhaltevermögen ein kleiner unbrauchbarer Wollfetzen.



KULTURREGION NIEDERRHEIN

Der Dialekt ist hier, wie man hört, sparsam erhalten, aber doch vorhanden. Das unterscheidet ein bisschen die dialektale Färbung der älteren Menschen von denen der jungen.

Die Älteren sagen hier noch Noffember, mit einem starken „ff“, welches das nachfolgende „ember“ kräftig nach vorne schickt.

Die Jungen sagen Nowämbah!

Ich habe Hannen Alt gekauft. Die Flasche ist wirklich schön, blau und weiß und als Wappen haben sie eine Faust, die auf einen Tisch oder auf etwas anderes haut. Das Design sieht aus, als wäre es eine erfundene Marke für eine Film-Szene, die im Bauarbeiter-Milieu der 1970er spielt.

Oder wie man sich im Westen eine Arbeiter-Bier-Marke im Osten vorgestellt hat oder als wäre Heiner Müller kein Dramatiker, sondern ein Grafiker gewesen. Ein Freund von mir ist Zimmermann, er kann eine Bierflasche auf 21 verschiedene Arten mit einem Zollstock öffnen, dessen Faust sieht auch so aus.

Schreiberin für die Kulturregion Niederrhein: **Deborah Kötting** (*1986) schreibt Theaterstücke und Prosa. Sie ist Co-Founderin des Künstlerduos Katharsis & Tumult und des VERLAK Verlags. Als Bühnenbildnerin war sie eine Zeit lang für das Be- und Entsorgen von allerlei Ausstattung zuständig, so dass sie als Projektidee den Niederrhein beim Entrümpeln, beim Wegwerfen, Sammeln, Verkaufen, Kaufen und Feiern von Dingen begleitet hat.

Bei den entstehenden Kontakten ist sie den Dingen auf den Grund gegangen, hat Menschen zu ihren Gegenständen befragt und das Spezifische der Region gesucht.



Heute hier, morgen dort

Ein verregneter Tag in der Samt- und Seidenstadt Krefeld. Das macht gar nichts, denn ich bin im Second Hand Kaufhaus der Caritas, um zu sehen, was die Krefelder so aus ihren Kellern und Dachböden spenden, welche Dinge auf diesem Weg den Besitzer wechseln und so in immer anderen Wohnungen und Häusern landen.

Der Laden ist hell und voll mit allem möglichen Zeug. Regale, Schränke, Stühle, Tische, Tischgruppen, eine größere Menge Geschirr und Gläser mit teilweise kuriosem Aufdruck, Platten, elektrotechnische Gerätschaften und Vasen und Dinge, die aussehen wie Vasen, aber vermutlich etwas anderes sind.

Ich bin verabredet mit Ralph Genschorek, dem Leiter des Hauses. Ein sehr freundlicher und aufmerksamer Mann, der schnell ist im Denken und im Sprechen und das Haus kennt wie seine Westentasche. Er empfängt mich in seinem Büro und bietet mir einen Cappuccino an. Ich nehme Platz. In dem kleinen Büroraum herrscht reger Betrieb, während der Milchschäumer säuselt, schleppen Mitarbeiter neue Sachen rein oder klopfen an, um Preise abzuklären.

Genschorek weiß schnell, welchen Preis er für was ansetzt, wenn nicht, dann recherchiert er kurz ein paar Vergleichspreise im Netz. Bevor er die

Stelle bei der Caritas angenommen hat, war er im Antiquitäten- und Designermöbel-Handel tätig. Er kennt sich also bestens aus.

Ich will von ihm wissen, ob es etwas Krefeld-Typisches gibt und frage ihn, was besonders oft gespendet oder abgeholt wird, was also in fast jeder Wohnung steht.

Er schaut mich kurz an, dann steht er von seinem Schreibtisch auf und geht Richtung Verkaufsraum, als er in der Türschwelle ist, mache ich Anstalten aufzustehen und ihm hinterherzugehen. „Bleiben Sie sitzen, ich komm' sofort wieder.“

Es dauert dann doch etwas: Er geht zu einem Regal, auf dem Dekorations-Gegenstände, Vasen und andere Staubfänger stehen und schaut sich darauf um. Dann geht er zu einem anderen Regal, aber scheinbar findet er nicht, was er sucht. Er schaut kurz wieder zur Bürotür herein und sagt:

„Das wäre ja jetzt der absolute Wahnsinn, wenn wir gerade heute keines davon da hätten.“ Aber seine Mitarbeiter bestätigen: Keins da.

Was er suchte, ergoogelt er und zeigt er mir mangels echtem Exemplar schnell auf seinem Computerbildschirm: Es waren Weberschiffchen.

Ich kenne so ein Ding in klein, im Kindergarten hatten wir Webrahmen und mit diesen Holzteilen

Engel links, Teufel rechts, er drückt sich jetzt seit einer Stunde in dem Laden herum, schafft es aber nicht, das Parfüm zu klauen.

schifft man den einen Faden quer durch die längs aufgespannten Fäden und so entsteht dann ein Stoff oder ein Teppich oder im Fall unseres Kindergartenweberei mangels Durchhaltevermögen ein kleiner unbrauchbarer Wollfetzen.

Als ob er mir die Kindergartenstory ansieht, sagt er kurz darauf: „Die sind aber aus der Zeit wo das schon mechanisiert war, da wurden diese Dinger schon automatisch da durchgeschossen“

Krefeld hatte im 18 und 19. Jahrhundert eine florierende Textilproduktion und wird daher auch immer noch die Samt- und Seidenstadt genannt. Jede vierte Familie war hier in das Webereigeschäft... verstrickt.

Deswegen war ich ursprünglich auch hergekommen. Ich wollte sehen, was in der ehemals sehr wohlhabenden Stadt, in der man wertvolles Tuch wie Samt und Seide herstellte, heute so in der Kleiderkammer landet.

„Ich habe aber noch was“ sagt Genschorek und verschwindet wieder durch die Tür in den Verkaufsraum, diesmal bedeutet er mir nur durch ein Handwinken, dass ich immer noch eingeladen bin, bequem sitzen zu bleiben.

Er kommt kurz darauf zurück mit etwas, das auf den ersten Blick aussieht wie zwei Kerzenständer. Bei genauerer Betrachtung fällt die Verwendung als Kerzenständer aber aus, denn man müsste dann die Kerze fast komplett in dem Ständer versenken, um das Teil zu benutzen. Das Hauptteil besteht aus einem größeren Stück silbernen Rohrs, um das etwas dekorativ herumgedrechselt wurde, und es hat einen Boden, sodass man es gut aufstellen kann. Es könnte auch eine sehr schmale Vase sein, in die man nur eine Rose reinstellt. Es ist ein merkwürdiger, aber auch robuster Gegenstand, denn er ist aus Metall. Ralph Genschorek sieht mir meine Verwunderung an und setzt noch einen drauf:

„Edelstahl“, sagt er und lacht.

„Warum?“, frage ich. „WTF?“, denke ich. (WTF – Warum zum Teufel?)

Krefeld 1981

Andreas steht im Parfümladen und ist nervös. Es ist Donnerstagabend und am Wochenende steht ein Familienfest an. Seine Mutter hatte ihm gesagt, er solle doch diesmal endlich ein Geschenk für Tante Erna ranschaffen, immerhin hatte die ihm ja die letzten 200 Mark geschenkt, damit er sich sein Mofa hatte kaufen können, mit dem er jeden Morgen viel schneller bei seiner neuen Ausbildungsstelle bei den Deutschen Edelstahlwerken ist.

„Geschenk, ja was könnte man da machen?“, denkt Andreas. Parfüm hat er mal gehört, das macht Eindruck. „Zeitlose Eleganz, die Generationen überdauert“, steht auf einem Werbeschild neben dem Parfümregal. Chanel Nr. 5, ein Klassiker.

Das passt, denkt er, Eleganz, das würde seiner Tante schmeicheln. Aber es ist viel zu teuer, da kann er ja der Tante Erna auch gleich die 200 Mark wieder zurückgeben und das ist ja auch nicht Sinn der Sache von einem Geschenk, dass sich das aufrechnet, oder?

Engel links, Teufel rechts, er drückt sich jetzt seit einer Stunde in dem Laden herum, schafft es aber nicht, das Parfüm zu klauen. Gerade als er dann doch zupacken will, erschrickt er: „Wir schließen jetzt!“, ruft die Verkäuferin. Andreas verlässt das Geschäft ohne Parfüm.

Doch am nächsten Morgen klagt er sein Leid seinem Kumpel Micha und bekommt von diesem den entscheidenden Tipp: „Schenk doch das Kerzendings aus der ersten Dreher-Prüfung. Kommt sicher gut. Selbstgemacht und was aus Edelstahl, das geht auch nicht kaputt, wenn es hinfällt, wie dieser Porzellanscheiß, außerdem: hat auch nicht jeder sowas. Schreibste halt dann einfach noch irgendwas Nettes auf die Karte und schon ist's gebongt. Hab' ich auch so gemacht, voll tafte, das.“ Andreas ist gerettet!



Wer „Ihr Name auf einem Reiskorn“ langweilig findet, dem gefällt vielleicht „Ihr Bild auf einem Bierglas“

Auch zu erwerben:
Medaillen für heterosexuelle
Scheinbeziehungen während der,
auch am Niederrhein begangenen,
fiktiven „Jahreszeit“ Karneval.

Kommt und lauscht!



Genschorek muss etwas besprechen und wir unterbrechen unser Gespräch. Ich streune ein wenig durch den Laden und frage eine Mitarbeiterin, die gerade ein paar Kleinmöbel verrückt, was denn hier besonders viel verkauft wird. Die Antwort kommt ohne langes Zögern:

„Tischdecken. Selbstbestickte Tischdecken. Die gehen immer sofort weg.“

Damit hatte ich jetzt nicht gerechnet. Ich dachte, es wäre hochwertiger Technikkram oder so etwas in der Art. Der Marantz-Verstärker, der, unzerstörbar wie er ist, immer Jahrzehnte lang seinen Dienst tut, und solche Sachen. Liebhaberstücke, die sofort weggekauft werden.

„Nee, die sind immer sofort weg, die Tischdeckchen. Die Selbstbestickten als erstes.“ Aha! Ist es also vielleicht so, dass die Damen und Herren, die sich als der Stickerei zugetan geben, nur so tun, als würden sie so viel sticken? Und eigentlich gibt es nur eine begrenzte Anzahl an handbestickten Tischdecken, die über die Jahre nur immer den Besitzer wechseln? Und dann wird wieder stolz der Familie und Freunden berichtet: „Hab ich wieder mal viel bestickt! Da müsst ihr aufpassen, dass ich euch nicht noch im Gehen die Hemdkragen verziere! Ich Stickjunkie mal wieder! Ich kann's aber auch nicht lassen!“ Dabei waren sie eigentlich nur hier und haben Hamsterkäufe an Tischdeckchen gemacht. Dieser Fall wird noch aufzuklären sein...

Ich bummle weiter und sehe tolle Sachen (*Anm. d. Red.: siehe Bilder links*).

Ralph Genschorek kommt wieder um die Ecke geschossen.

„Sie wollten doch die Kleiderkammer sehen?“

„Stimmt, deswegen war ich gekommen.“

„Ja dann kommen sie mal mit.“

Wir gehen durch irgendwelche hinteren Türen und noch welche Türen, sicherlich ist es ein ganz

konventionell aufgebautes Gebäude, aber ich habe nur noch Türen um Türen und Flure in Erinnerung. Dann eine letzte Tür, dann ein Vorhang und plötzlich stehen wir in einem Raum, der voll ist mit Kleidung und mit Leuten.

„Hier ist aber was los.“ Sage ich.

„Ach nein. Jetzt ist es ruhig. Normalerweise ist es noch voller“, sagt Genschorek.

„Aha“, sag ich und kann es kaum glauben.

„Na dann viel Spaß!“, sagt er und geht.

Man hört dieses „Sssscchhhhtt“ und dieses „Klick“-Geräusch, das es macht, wenn man Kleiderbügel auf einer Stange zur Seite schiebt. Alles hängt ordentlich aufgebügelt an Kleiderständern oder liegt eingefaltet in einem Regal. Ein Mann sitzt neben dem Regal und faltet ca. ein Mal pro Minute alles wieder neu ein, was die Kunden durchwühlt haben. Es herrscht eine sehr geschäftige Atmosphäre. Der Laden boomt. Ein Kunde mit tiefer Bassstimme versucht einer Frau, die scheinbar seine Mutter ist, recht aggressiv eine bunte Jacke aufzuschwätzen. Aber sie will nicht.

„Das ist doch super. Dazu ne gelbe Hose. Das sieht doch toll aus. Geh doch mal in den Spiegel gucken!“

„Wo ist denn der Spiegel?“

„Ja kannst ja mal rufen: Spiegel wo bist du? Vielleicht ruft er zurück.“

Sie möchte die Jacke nicht, aber er lässt nicht locker. Es wird noch eine Stunde dauern und zum Schluss wird sie die Jacke dann doch nehmen. Warum der Mann sie nicht selber tragen wollte, weiß ich nicht. Ich hätte sie auch nicht tragen wollen. Den restlichen Nachmittag hatte ich ein schlechtes Gewissen, dass ich ihr nicht modisch und aus allgemeiner Frauen-Solidarität beigestanden habe und dem Mann gesagt habe, er solle seine bunte Jacke selber anziehen und nicht den halben Laden

zusammenbrüllen.

Ich frage auch hier die Frau an der Kasse, was sich denn gut verkauft.

„Bettwäsche geht schnell weg. Es sind viele neue Leute nach Deutschland gekommen“, sagt sie und nickt mir zu, „die brauchen alle Bettwäsche.“ Dann überlegt sie kurz und sagt: „Kinderschuhe auch, die verkaufen wir auch sehr schnell.“

Sonst hängt das vom Wetter ab: „Wenn es regnet kommen die Leute und kaufen eine neue Jacke. Wenn es kalt wird kommen sie und kaufen einen Mantel. Ganz normal.“

Während sie mit mir spricht wickelt sie ca. drei Verkäufe ab.

Plötzlich rauscht ein Mann mit langem grauen Bart herein. Er ist ungewöhnlich gut gekleidet. Ganz in Schwarz, doch als Highlight oder so genanntes Key Piece trägt er eine neon-gelbe Warnweste.

Er hat einen olivgrünen Mantel in der Hand und hält der Kassiererin einen Fünfer hin.

„Was haste gestern gesagt? Vier oder?“

„Ja, vier ist okay“

Er gibt ihr den Fünfer, sie gibt ihm raus.

Er wirft sich den Mantel über, der ihm wirklich gut steht, und rauscht zur Tür hinaus – nur um kurz danach nochmal wiederzukommen, zum ordentlichen Einfalt-Regal zu gehen und unten in eine Kiste zu greifen: „Fast vergessen. Brauche ja noch Socken.“ Er nimmt sich ein Paar heraus zieht sie an und rauscht schon wieder ab. Ich gehe hinterher.

Er hat sich auf einen Hocker gesetzt, der vor dem Laden steht. Und macht eine kurze Pause.

„Schöner Mantel.“ Sag ich. Dabei finde ich die Weste eigentlich noch geiler.

„Ja der's gut.“

„Darf ich dich fotografieren?“, frage ich vorsichtig.

„Kennste mich?“

„Äh nee. Sorry.“

Ich stecke das Handy wieder ein.

„Nee mach ruhig dein Foto“, hustet er mir zu.

„Haste Internet da drauf?“

„Ja, meistens.“

„Hier, dann guck dir das mal an“

Er gibt mir einen Flyer.

„Ich bin nämlich der Pennerbubu und ich will in den Bububundestag.“

Ich starre auf den Flyer.

„So, schau das mal an, das ist gut. Machst du Pennerbubu bei Youtube. Dann kennste mich. Ich geh dann mal wieder. Tschüss. Hast du noch nen Euro?“

Ich gebe ihm einen und er haut ab.

Ich gehe wieder in den Laden und kaufe kurz vor Ladenschluss auch etwas, einen schwarzen Pullover. Immer noch neidisch auf die gelbe Weste und den grünen Mantel, fahre ich wieder nach Hause.

Zu Hause stelle ich fest: Pennerbubu hat einige Fans im Internet, vielleicht kann er die zu einer Wählergemeinschaft ausbauen. Auf seinem YouTube-Kanal hat er verschiedene selbst gedichtete Lieder hochgeladen. Seit Smash-Hit ist der Song „Keine Zeit“ in dem er die hektische Leistungsgesellschaft kritisiert. Dabei benutzt er die Melodie des Liedes „Heute hier, morgen dort“, ein Volkslied von Hannes Wader aus den 1970er Jahren, in dem wiederum es um einen rastlosen Vagabunden oder Wandervogel geht. Alles ist in Bewegung. Da schließen sich einige Kreise. ●

Strg-Alt-Entf

Eine Schreibblockade kommt meist unverhofft. Wie ein liebes zahmes Kätzchen schleicht sie sich zur Tür herein, kratzt zunächst am Teppich, reibt sich an der Wand, zerstreut einem die Aufmerksamkeit, macht, dass man durch seine Behausung tigert, ohne zu wissen was man sucht. Einen Moment der Unaufmerksamkeit weiß sie auszunutzen, tapst heran, legt sich einem auf die Tastatur, um sich dort zu wärmen, und verschwindet nicht mehr. Da sitzt sie nun und schnurrt. Desorientiert durch den Raum rauchend, sich verzweifelnd fragend, ob man je wieder Hände und Hirn an einer gleichmutig klickenden Tastatur wird erfreuen können, während der Kater sich immer fester in sein neues Bett krallt. Das Schlauste was man dann machen kann ist, den Schreibtisch oder wo auch immer man schreibt, zu verlassen und wiederzukommen, wenn das Kätzchen von selbst sich einen neuen Platz gesucht hat.

Zu den dümmeren Sachen, die man in diesem Falle machen kann, gehört, den Computer aus dem Fenster zu werfen oder die Festplatte in die Mikrowelle zu legen. Einige Gespräche mit Kollegen über jenes Phänomen Schreibblockade lassen mich wissen, dass die Kreativität zwar das ein oder andere Mal den Schreibfluss stoppen kann, sich aber dennoch anderweitig ungebrochen Bahn zu brechen weiß. Ist die Verzweiflung über die Blockade aber noch nicht im Bereich der Verwirrung und der Wut, sondern eher moderat, so wird weniger zerstört, doch zumeist mehr mäßig geweint und

ebenfalls noch nicht tagsüber gesoffen, sondern vor allem geräumt und geputzt.

Was man nicht alles tut um ein Kätzchen zu verscheuchen.

Lautes Polieren der Töpfe ist dem einen das Mittel der Wahl, eine andere muss jetzt dringend alle Türen streichen und die Zargen ölen, denn nur dieses schon seit fünf Jahren anhaltende Knarren der Türen führte, vollkommen einleuchtend, da klatscht die flache Hand der Denkerstirn ein lautes „AHA“, zum Stocken des Gedankenflusses! Es muss frei fließen, alle Fenster auf! Wo man schon dabei ist, kann man diese dann ja schnell auch noch putzen, bevor man sich an den frisch belüfteten Schreibtisch setzt. Der Nächste bemerkt auch für ihn selbst ungewohnt plötzlich, dass der eine Schrank nicht zum anderen passt und verliert sich in Ikea-Katalogen oder, auch gerne gesehen, in den unendlichen Weiten der Bestellseiten für Büro-Organisations-Produkte. Denn nur ein solch unaufgeräumter Schreibtisch konnte besagtes Blockade Kätzchen anlocken. Nicht wenige verwechseln in ihrer Verzweiflung Schreibtisch- mit Psycho-Hygiene. Kurzum: Alles wird neu sortiert,

Zu den dümmeren Sachen, die man in diesem Falle machen kann, gehört, den Computer aus dem Fenster zu werfen oder die Festplatte in die Mikrowelle zu legen.

Hier empfiehlt es sich wie sonst auch, dringlichst solch eine Blockade NICHT mit Wasserwerfern oder Pfefferspray zu bekämpfen. Das Betriebssystem nimmt bei radikalen Maßnahmen wie diesen heftig Schaden.

geschoben und beklebt in der Hoffnung, bald endlich wieder saftig durchtippen zu können!

Manchmal muss man aber sofort schreiben, oder will und kann gerade eben nicht warten bis das Kätzchen sich von alleine verzogen hat. Also versucht man mühsam, um das Kätzchen herum und darunter und darüber ein paar Tasten zu drücken, und es ist dann kein Wunder, wenn einem die Wörter nicht richtig gelingen wollen. Hin und wieder gelingt es zwar, solch eine Kätzchenblockade durch hartnäckige Störungen und vehementes Tastendrücken zu vertreiben – welcher Mensch würde nicht auch, drückte man mit der nötigen Penetranz auf seiner Matratze herum, alsbald genervt das Bett verlassen. Es kann aber auch passieren, dass dies das Kätzchen zum Trotz reizt und man es folglich sehr lange nicht loswird. Es gilt also abzuwagen zwischen Vorsicht, Sorgfalt, Einfühlung und roher Gewalt bei der Bekämpfung von katatonischen Tippatschehändchen und akutem Mutismus der eigenen Schreibstimme.

Bald schon folgen Kampfpanik in den Augen und Angstschnaufen im Gesicht, wenn man sich nur in die Nähe seines Computers wagt, wo das einstige kleine Kätzchen hockt, nun jedoch zu einem fetten Kater gewachsen, der einen unversöhnlich anblickt und der, man weiß es, seinen Platz verteidigen wird.

Auch hier empfiehlt es sich wie sonst auch, dringlichst solch eine Blockade NICHT mit Wasserwerfern oder Pfefferspray zu bekämpfen. Das Betriebssystem nimmt bei radikalen Maßnahmen wie diesen heftig Schaden. Eher eignet sich dieser Tipp:

Um vom besetzten Computer zu verschwinden und die Synapsen ein wenig zu lockern, eignet sich der Einkauf als kurze effizientere und moderne Form des Spaziergangs, hier ist speziell der Einkauf von Bier gemeint. Und folgend der Genuss der Beute.

Als ich in den Supermarkt gehe, um mir Bier gegen meinen Laptop-Kater zu kaufen, ist es Freitag früher Abend und ich fühle mich mit meinen zwei Flaschen Hannen Alt eher langweilig.

Hinter mir in der Schlange stehen zwei Menschen, die ich im ersten Augenblick für „so alt wie ich“ halte. Beim näheren Blick und ehrlicherer Selbsterkenntnis muss ich doch bezeugen, dass sie sicherlich eher zehn Jahre jünger sind. Also so 20. Das ist für jeden Menschen älteren Semesters natürlich lächerlich, aber ich befindet mich in dem Alter, in dem man sich zu wundern beginnt, dass Menschen, die deutlich jünger sind als man selbst, an deren Geburtsjahr man sich erinnern kann, tatsächlich schon laufen können, nicht nur das, sogar trinken dürfen, einen verhaften könnten, oder ihre Fußballkarriere bereits fast beendet haben. Hinter mir also zwei „Wannabes“ geboren etwa im Gründungsjahr der Spice Girls:

Sie haben zwei große Flaschen Schnaps auf das Band gelegt und eine Flasche Cola. Ich kenne dieses Gemisch von früher, das Rezept geht so: verdünne die Cola in einer möglichst großen Flasche so lange mit Fusel, bis sie so blond ist wie eine Limo. Das ist ein beliebtes Getränk zum Vorglühen und besticht durch seine Weekend-Kick-Off Fähigkeiten. Deswegen heißt das Getränk „Freddys-Fanta“.

Die Jungs haben sich schick gemacht, sie tragen Karohemden, in die Hosen gesteckt, haben etwas Gel in die Haare gewalkt und sie riechen bis zu mir nach vorne nach den Deo-Attributen „fresh“ oder „sports“. Es ist wieder irgendeine Sauerei, mit der Davidoff Cool Water nicht die Mens



Theater Krefeld: Sind hier die 9 Millionen Bierflaschen gelandet, eingeschmolzenes Altglas, welches nun dekorativ als Fenster prächtiger Kulturinstitutionen und damit als transparenter Wind- und Wetterschutz dient?

von den Boys separiert, sondern die stinkenden Idioten von denen mit Stil und Geschmack. Ich möchte hart sein, aber nicht zu hart: Der ultimative Idiotenindikator ist natürlich nicht zwingend das Parfüm, sondern eher die verwendete Menge. Ein sparsam dosiertes Davidoff mag sicher den Reiz eines Karohemdes markant zu unterstreichen fähig sein.

Ich lehne mich für heute aber mal nicht so weit aus dem Fenster, denn ich selbst trage eine Jogginghose und Schlappen, und seit ich angefangen habe, gegen das Kätzchen auf meiner Tastatur zu kämpfen, habe ich, glaube ich, nicht mehr geduscht. Der Geruch der Jungs beruhigt mich eher, da er alles übertüncht, was ich eventuell gerade ausdünste. Gestank ist ja eines der banalsten Tabus, die es noch gibt, und wie soll man heutzutage bei einer Tätigkeit wie einkaufen noch wirklich rebellisch sein, außer Klauen und Stinken und einfallslosem Randalieren bleibt da nicht viel, auch am Niederrhein nicht. Man könnte ja jenseits der Alt-Bier-Grenze demonstrativ Kölsch kaufen, aber ein Großkonzern-Supermarkt sagt auch dort freundlich Danke und verteilt Herzchenaufkleber, wo früher vielleicht mal Stadtteilverbote war.

Die Davidoffs hinter mir schwadronieren über Parties, über alles Mögliche, dann sagt der eine,

er werde dieses Jahr zu seinem Geburtstag „was anmieten“, um es dann richtig krachen zu lassen. Angesicht der Flaschen, die die Beiden auf das Band legen, denke ich, dass dann Heroin in Spiel sein müsste. Sie sehen zwar nicht danach aus, aber nach „Freitags-Fanta“ kommt nicht mehr viel auf der Wegbeam-Skala.

„Ja, geil, wann ist das nochma?“, fragt ihn der andere.

„Erst im November, aber das wird der Hammer“
„Ööä November, hamma ey, Karnevalskind.“

„Nä, der 23., nisch der ülfte (Anm. d. R. ülf=11) leider. Das wär ja die volle Gönnung.“

„Nee, das heißtt, dass deine Eltern disch Karneval gemacht haben. Zähl dochma Ende Februar, Mächz, Aprüll, Mai, Junni, Julli, Ogust, September, Oktober... November... bäm, durch den Kanal.

Der Dialekt ist hier, wie man hört, sparsam erhalten, aber doch vorhanden. Das unterscheidet ein bisschen die dialektale Färbung der älteren Menschen von denen der jungen. Die Älteren sagen hier noch Noffember, mit einem starken „ff“, welches das nachfolgende „ember“ kräftig nach vorne schickt. Die Jungen sagen Nowämbah!

Ich zähle im Kopf auch die Monate mit, bis mich die Kassiererin darauf hinweist, dass sie jetzt Geld von mir braucht.

Ich nehme mir vor, das mal zu recherchieren, ob es in Karnevalsgegenden tatsächlich mehr Kinder gibt, die im November geboren wurden, als anderswo. Statistisch müsste es ja so sein. Bei wirklich Karnevals-Begeisterten kann ich mir diese Form der Empfängniskontrolle schon allein daher gut vorstellen, da es ja für die gebärende Frau bedeutet, dass sie so schwangerschaftsbedingt kein Karneval aussetzen müsste, weil alle Schwangerschaftsmonate außerhalb der Session liegen.

Ich nehme mir vor, das mal zu recherchieren, ob es in Karnevalsgegenden tatsächlich mehr Kinder gibt, die im November geboren wurden, als anderswo. Statistisch müsste es ja so sein.

Das Bier schmeckt malzig, ein bisschen bitter. Nach drei Minuten ist die Flasche zur Hälfte leer, was auch auf eine gewisse Süffigkeit hindeuten dürfte.

Mit diesem Gedanken nehme ich das erste Alt-Bier meines Lebens vom Einkaufsband mit und gehe nach Hause, also in mein Atelier, und fange an, gegen den Kater auf meiner Tastatur anzutrinken und anzurecherchieren.

Ich habe Hannen Alt gekauft. Die Flasche ist wirklich schön, blau und weiß und als Wappen haben sie eine Faust, die auf einen Tisch oder auf etwas anderes haut.

Das Design sieht aus, als wäre es eine erfundene Marke für eine Film-Szene, die im Bauarbeiter-Milieu der 1970er spielt. Oder wie man sich im Westen eine Arbeiter-Bier-Marke im Osten vorgestellt hat oder als wäre Heiner Müller kein Dramatiker, sondern ein Grafiker gewesen. Ein Freund von mir ist Zimmermann, er kann eine Bierflasche auf 21 verschiedene Arten mit einem Zollstock öffnen, dessen Faust sieht auch so aus.

Hannen Alt ist aber echt, nicht erfunden. Ich möchte das überprüfen und stelle die Karnevalskinderrecherche hinten an und schaue, wo am

Niederrhein dieses Bier hergestellt wird. Der offizielle Internetauftritt verheimlicht einiges und verrät dennoch viel: Es gibt nur einen Verweis auf Carlsberg. Das dänische Unternehmen war 1988 eine der ersten ausländischen Firmen überhaupt,

die eine deutsche Brauerei aufgekauft haben. Mittlerweile gehören der Carlsberg Gruppe unzählige Biermarken, darunter Astra, Holsten und Lübzer.

Hannen Alt ist bis dahin einen weiten Weg gegangen, von der ursprünglichen Brauerei in Korschenbroich, von wo aus sie seit den 1920er Jahren den Altbiermarkt beherrschten, zogen sie in den 1960er Jahren nach Mönchengladbach, wo auch noch heute der Firmensitz ist, produzieren und abfüllen lassen sie aber in Krefeld bei Königshof.

Mein Hannen Alt hat einen ganz gewöhnlichen Kronkorken, der im weiten Bogen durch den Atelierraum fliegt, als ich die Flasche mit einem Feuerzeug öffne. Danach findet er einen ganz besonders hilfreichen Platz als formschöner Keil unter einem wackelnden Tisch. Praktisch, so ein Kronkorken.

Das Bier schmeckt malzig, ein bisschen bitter. Nach drei Minuten ist die Flasche zur Hälfte leer, was auch auf eine gewisse Süffigkeit hindeuten dürfte.

Gut auch, dass dank Hannen Alt mein Tisch nicht mehr wackelt. Die Hannen Flaschen sahen aber mal anders aus. Sie hatten diese Plop-Deckel mit Drahtbügel. In den 1960er Jahren führte man aber flächendeckend die Euroflasche ein, das sind

Reitturniere, Spatenstiche, Supermarkteröffnungen, Männer in Anzügen, Frauen in Kostümen, Frauen in Kleidern, umgestürzte Bäume, Katzen auf Bäumen, recht viele Bilder von verunfallten Autos, Feuerwehrmenschen, Polizisten, Ringer, Boxer, ...

die mit Kronkorken, wie wir sie heute kennen. Die Bügelflaschen verschwanden, auch weil sie in der Anschaffung teurer waren als die neuen Euroflaschen, denn diese wurden auf viel leichtere und kostengünstigere Plastikkisten genormt. Die schweren Holzkisten, in denen die Bügelflaschen ausgeliefert wurden, hatten ausgedient.

Doch die Brauereien und die Kunden zierten sich, sie mochten ihre almodischen Bügelflaschen und wollten sie behalten. Was einen bei Altbiertrinkern nicht wundern sollte, haben diese doch nicht mal in den 1870ern die Umstellung auf das „neue Bier“ („Pils“, my friend, was the new shit in 1875) mitgemacht, wieso sollten sie dann so plötzlich bereit sein, innerhalb weniger Jahre auf neue Flaschen umzusteigen? Doch Hannen Alt ging nicht nur mit dem Trend, sondern stramm voran und stellte um.

In einem Spiegel-Bericht von 1967, den ich im Stadtarchiv der menschlichen Zivilisation, also dem Internet gefunden habe, steht folgendes:

„Für einen Kinderspielplatz in Willich bei Krefeld spendete Günther Dicker, Direktor der Hannen Brauerei, 10.000 Mark. Dafür darf er auf dem Kirmesplatz der Stadt neun Millionen leere Bierflaschen stapeln, die seine Firma nie mehr benutzen wird.“

Neun Millionen entrümpelter Bierflaschen! Auf dem Kirmesplatz! Was für ein Spektakel. Dort

wo sonst das Dosen umwerfen mit dem Soft-Ball stadtfindet! Wo sind die Flaschen hin? Leider ist der Artikel ohne Foto, also machte ich mich auf die Suche....

Nach einigen Anrufen im Krefelder Stadtarchiv stieß ich schließlich im Netz auf das Krefelder Fotoarchiv. Der Online Dienst bietet alte Pressefotos zum gebührenpflichtigen Download oder zum Bestellen als Abzug an. Man bekommt dort die komplette Breitseite aus mehr als 50 Jahren fotografischer Lokalberichterstattung, ich kämpfte mich vor allem durch die Jahre 1965 bis 1967:

Reitturniere, Spatenstiche, Supermarkteröffnungen, Männer in Anzügen, Frauen in Kostümen, Frauen in Kleidern, umgestürzte Bäume, Katzen auf Bäumen, recht viele Bilder von verunfallten Autos, Feuerwehrmenschen, Polizisten, Ringer, Boxer, Badmintonspielerinnen, Karneval, Schützenfest, Schwimmsport, ein Mann, der ein Tigerbaby vom Bahnhof Krefeld aus durch die Stadt trägt, Einblicke in Privatwohnungen, in Konferenzen, in Berufsalltage. Alles in kontrastreichem Schwarz-Weiß fotografiert und mit für unser heutiges Auge ungewohntem ästhetischem Anspruch an solide Form von Komposition und Licht. Es ist eine faszinierende Reise in eine vollkommen andere Zeit. Wie naiv diese eher wie Figürchen aussehenden Menschen in ihrer aufgeräumten Welt wirken.

Es ist fast, als schaue man sich eine gut ausgestattete, sorgsam inszenierte Modelleisenbahnsammlung an, dessen Besitzer sich aber weniger für die Bahnschienen und die kleinen Waggons, sondern vor allem für die Interaktion der dazugehörigen Plastikfigürchen interessierte.

Nach stundenlangem Wühlen aber fand ich schließlich dieses Bild:

Leere Bügelflaschen frieren auf der Ersatzbank wie Ersatztorhüter beim FC Bayern.

Meine drei Flaschen Hannen Alt sind nun leer und der Kater ist verschwunden. ☺



In 80 Jahren ist das der Weg
zum Strand.



Vamos a la playa

Da vorne, da in dem Wald habe ich meine Kindheit verbracht. Ich habe alle mittelgroßen morschen Baumstämme aufgehoben und umgedreht auf der Suche nach Ameisen. Einmal habe ich eine gegessen. Sie rannte auf meiner Zunge herum bis ich sie verschluckte. Als ich abends im Bett lag, konnte ich nur noch an diese Ameise denken. Wie sie jetzt durch meinen Körper krabbelt. Wenn ich heute nicht einschlafen kann, glaube ich manchmal, sie lebt immer noch dort und krabbelt durch meinen Körper, obwohl ich es besser weiß.

Ich habe den Bach gestaut, der durch den Wald verläuft. Ich. Ich habe den mächtigen Bach gestaut, mit meinen eigenen Händen, mit meinen eigenen Füßen, mit Steinen und mit Baumrinde für die kleinen Ritzen zwischen den Steinen. Mit allem was zu finden war, haben wir einen Staudamm gebaut. Meine Kinder und Kindeskinder haben später den Wald besetzt und in den Bäumen gewohnt. Als die Bagger kamen, konnten sie nichts ausrichten.

Ich habe den Stachelbeerstrauch auf der Wiese neben der großen Straße da vorne gefunden. Ich habe ihn als Geheimnis bewahrt und einmal die Woche besucht, bis mir ein Freund lieb genug war, das Geheimnis und die Stachelbeeren mit ihm zu teilen.

Ich habe auf dem Weg zu Schule immer getrödelt. Ich habe den ganzen Weg geschafft, ohne die Ritzen zwischen den Gehwegplatten zu berühren. Auf dem Heimweg von der Schule habe ich meine Hand im Gehen an den Häuserwänden entlang streifen lassen. Die Fingerkuppen waren danach schwarz, obwohl die Häuser auf dem Weg alle weiß oder gelb gestrichen waren. Meine Mutter sagte zu mir, ich sähe aus wie eine Verbrecherin, die man überführt hat, so könne ich, dürfte ich nicht mitessen. Ich schrubbte und schrubbte meine Hände, aber es ging nie wieder ab.

Ich war die, die über die Mauer da geklettert ist, um den Ball zu holen. Ich habe mich an Dornensträuchern gepiekst. Ich habe mich an Brennnesseln verbrannt, aus Versehen, aus Notwendigkeit und aus Mut. Ich habe ein Fahrrad geklaut und ich wurde erwischt. Ich habe einen Stein nach jemandem geworfen und ihn getroffen und es hat mir fürchterlich leidgetan.

In unseren Klamotten sind wir im Sommer in den Brunnen gestiegen bis uns zu kalt wurde. Auf dem warmen Asphalt haben wir uns trocknen lassen bis ein Auto kam. Dann standen wir auf und ließen das Auto durch und wenn es durchgefahren war, dann legten wir uns wieder hin, und wenn wir trocken waren, gingen wir nach Hause.

Meine Eltern schickten meine Brüder am Wochenende morgens zur Bäckerei, um Brötchen zu holen.

In einem Sommer als ich dreizehn war, ging ich jeden Tag raus, um in dem hohen Gras zu spazieren. Jeden Tag. Ohne zu wissen, was ich dort oder irgendwo auf der Welt wollte oder sollte. Ich konnte an jedem Tag die Spuren sehen, die ich am Tag zuvor hinterlassen hatte.

Am Abend davor legten sie dafür etwas Geld auf den Telefontisch, damit sie länger schlafen konnten. Wir saßen dann immer zusammen im Garten, da auf der Terrasse. An einem Morgen war ich als erstes wach. Ich nahm das Geld und ging zum Bäcker, obwohl ich noch viel zu klein war. Der Laden hatte noch zu. Also ging ich wieder zurück und legte mich in mein Bett. Niemand hatte etwas bemerkt. Aber ich vergaß die leeren Straßen nicht.

Ich habe da hinten auf dem Ascheplatz ein Fußballturnier gewonnen im Elfmeterschießen. Und danach ein Fahrrad in der Tombola. Die ganze Mannschaft ist jubelnd mit dem Pokal um den ganzen Platz gelaufen als wäre es die Weltmeisterschaft gewesen. Und ich bin mit dem Fahrrad hinterher. Da vorne standen die Flutscheinwerfer. Und da war der Ballcontainer. Ungefähr.

In einem Sommer als ich dreizehn war, ging ich jeden Tag raus, um in dem hohen Gras zu spazieren. Jeden Tag. Ohne zu wissen, was ich dort oder irgendwo auf der Welt wollte oder sollte. Ich konnte an jedem Tag die Spuren sehen, die ich am Tag zuvor hinterlassen hatte. Als die Schule wieder anfing, kam ich nicht mehr. Und danach auch nicht.

In der Kneipe haben wir uns später besoffen. Die Wirtin kannte meine Eltern, aber sie hat ihnen nie etwas gesagt. Es war besser für sie Umsatz zu machen und besser für uns, wenn keiner von uns noch mit dem Roller fuhr, sondern zu Fuß nach

Hause ging. Nicht selten krachte auch mal einer gegen einen Baum.

In der Kirche ging mein Opa zur Kommunion, meine Mutter ging dort auch zur Kommunion. Mein Vater ging in der Kirche vom Nachbarsdorf zur Kommunion und meine Mutter hat ihn dort geheiratet, aber mich hat man auch in diese hier geschickt. Gefirmt hat man mich da auch.

Später saßen wir im Urlaub jeden Tag mit einem Sechserpack Wasserflaschen am Strand, weil viele über das Meer kamen, um sich vor dem neuen Krieg und der Hitze zu retten. Damals fing das gerade erst an. Aber es wurden mehr und mehr und so viele Wasserflaschen konnte man gar nicht besorgen.

Auf der betonierten Treppe neben der Schule habe ich gesessen und geraucht. Zum ersten Mal. Und dann immer wieder. Es war der heimlichste Ort hier. Dort habe ich später geküßt, gekifft. Einmal habe ich dort auch geweint. Ich habe nicht geweint, als man die Bodenplatten rausriß, und die Schule gleich mit, das war mir egal. Aber ich würde mich gerne nochmal dort hinsetzen, auch um eine zu rauchen. Das war der erste Ort der kleinen Freiheit.

Ich habe meinen Kopf durch den Zaun gesteckt wenn Besuch kam. So wie unser Hund. Er kannte nur den Blick durch den Zaun, und den Gang durch das Dorf. Wenn ich hier stehe, kommt es mir vor als steckte mein Kopf auch immer noch in diesem Zaun fest.

Ich habe alle Pflaumen eingesammelt im Garten von der anderen Familie. Ich habe jeden Wurm aus den Pflaumen herausgepult und diese in den roten Eimer geworfen und die ohne Wurm in einen grünen. Ich habe Zucker über den Pflaumenkuchen gestreut im Herbst, denn ohne ging es nicht.

Da vorne hing die frische Wäsche, ich habe sie tausendmal von meinem Zimmer aus trocknen sehen. Ich habe gelacht, wenn es regnete und sie hektisch abgehängt wurde. Und noch mehr gelacht, wenn man sie vergaß.

Ich habe das Motorengeräusch gehört, den Benzinduft geatmet und dem Reifengummi zugesehen, als es wie Speck auf dem Teer von der Kartbahn brannte. Ich habe gesehen wie der Asphalt austrocknete und bröckelig wurde, als würde er ver-

trocknen, wenn eine Weile niemand darauf fährt.

Der Apfelbaum. Der Apfelkuchen. Der Pflaumenbaum. Der Pflaumenkuchen. Das Auto in der Garage. Die Schaukel, die quietschte. Man hörte, wenn noch ein anderes Kind im Garten war, meistens aber nur den Wind. Der Fahrradständer schleift über den Boden an einem Sommerabend. Ein Propellerflugzeug stört die Stille, die Vögel haben den Ort übernommen. Der Grill. Der Geruch. Der Nachbar flammt das Unkraut nicht mehr vom Gehsteig. Kommunion in der Kirche. Dasselbe Foto seit drei Generationen: Mama, Papa, Kind, Kerze. Ein Haus, das ich nie erben wollte. Der Horizont klebte mir hier am Auge.

Ich habe diesen Ort verlassen, bin durch die Welt gereist und niemals wiedergekehrt, auch wenn ich nun an derselben Stelle stehe.

In 80 Jahren ist das der Weg zum Strand. Warm wird es dann sein. Sehr warm. Das Meer ist dann vielleicht hier angekommen. Und die Vögel müssen im Winter nicht mehr fort.

Davon habe ich nichts. Mir bleibt nur der Übergang. Das panische Jetzt, in dem wir leben. Mir bleibt nicht das was war. Und das, was wird, werde ich nicht sehen. Auch mir bleibt nur diese Lücke. Ich hab das ja immer gewusst, aber ich dachte, es fühlt sich anders an. ●

Der Apfelbaum. Der Apfelkuchen.
Der Pflaumenbaum. Der Pflaumen-
kuchen. Das Auto in der Garage.
Die Schaukel, die quietschte.



Kulturregion Ostwestfalen-Lippe: Verknüpfung von Großstadt und Landschaft

06

Tatsächlich hatte ich mich für eine andere Region beworben. Zum Glück bin ich hier gelandet. Völlig unvergessenommen stolperte ich also in den ostwestfälischen Sonnenschein am Tag meiner Ankunft und war schon in diesem Moment ziemlich überrascht, denn es gab hier Sonnenschein.



KULTURREGION OSTWESTFALEN- LIPPE

Es gibt einfach Banausen, was die verborgene Schönheit von Städten und Regionen angeht. Angenommen, man kommt in Heidelberg an und sieht nur den Bahnhof, würde man lieber in Bochum sein.

Beim Griechen bestellt ein Rentner Frühlingsrollen. Ein alter und ein junger Punk unterhalten sich auf einer Bank.

Kleine Katzenattacke auf die gefiederte Irokesenfamilie, ohne großes Aufheben. Irgendwo verborgen liegen hier Schicksale und Einblicke. Zwei Helium-Ballons rudern im Wind und jemand spielt sehr schief ein altes Saiteninstrument. Irgendwie scheint die Welt hier in Ordnung zu sein.

Schreiberin für die Kulturregion Ostwestfalen-Lippe: **Theresa Hahl** (*1989) ist seit 2009 aktiver Teil der deutschsprachigen Spoken-Word Szene, gibt Schreibworkshops und setzt sich innovativ mit der Inszenierung des gesprochenen Wortes auseinander. Neben dem Studium der vergleichenden und europäischen Literaturwissenschaft, Theater-/Oper- und Workshopprojekten, unter anderem in Afrika und Indien mit dem Goethe-Institut, lebt und arbeitet sie mittlerweile in Hamburg. Die Intensität ihrer feinfühlig anmutenden Lyrik verbindet sie immer wieder mit anderen Kunstrichtungen und bildet Orte des Phantasierens, Staunens und Schmunzelns.

Ihre Texte, Fotos und Acrylmalerei stellte sie während des Stipendiums in einer Lesereihe dem Publikum vor. Die Assoziationen und Erfahrungen der Zuhörer komplettierten dabei die Präsentationen.



Was wäre die Werre, wenn sie nicht Werre wäre ...

Poetischer Spaziergang nach Bad Salzuflen



Das zweite kleine Mosaikstück OWL entstand aus den schönen Miniaturszenarien, die ich während eines 8,00 Kilometer langen Spaziergangs nach Bad Salzuflen an den Ufern der Werre gesammelt habe. Wahrscheinlich habe ich gut eine Stunde länger gebraucht als der sportliche Nordicwalkingstäbchenschwinger, um immer wieder anzuhalten und Eindrücke aufzuschreiben.

Aber es war schon lustig, als ein Gärtnereiwagen vor mir auf dem Fahrradweg an der Werre hielt, während ich gerade in der Hocke mit einem Stück Papier und einem Bleistift herumfrickelte. Nachdem ich aufstand und dann erst merkte, dass ich wohl im Weg war, trat ich natürlich ein Stück an den Wegesrand. Beim Vorbeifahren kurbelte sich das Seitenfenster herunter und ich nahm ganz perplex ein High-Five entgegen. Danke!

Ich fand den Werbeslogan der Herforder Brauerei am Bahnhof so lustig, dass er gleich als Beginn meines Gedichtes dienen durfte.

Das „Westfälische Begrüßungskomitee“
heißt die Werre breit und lang
in ihrem eingedämmten Gang
willkommen:

Stufensteine schlagen plätschernd
Blasen in das einherdämpelnde Blau.

Begradißtes Kalkül,
wäre zu hart zu sagen,
zu solch sanftmütigem Wasser.

Nicht einmal ein Papier-
oder ein Walnusschalenkahn
könnte hier hanseatische Seenot erleiden.

Das befinden auch
die schlummernden Marienkäfer
der Uferalleebänke
und verweilen wohlgesonnen
im Halbschatten.

Am Wehr sieht das natürlich anders aus:

In langen Wasserfäden
macht der Fluss hier einen Sprung
und treppit in breiten Rollbändern bergab,
wie ein wassergewordenes Kassenband
auf dem Weg zur Abfertigung.

Eine Weide lächelt heimlich
über diese ganze Aufregung
und ein Enterich träumt,
er wäre ein Pirat.

Auf einem Schild steht in gelbschwarz
„Achtung Wehr. Lebensgefahr!“

An manchen Stellen liegen Bootsstege,
wie Zungen der gutbetuchten Villen,
brach am Ufer,
doch wird ihnen missgönnt,
so ausgetrocknet, wie sie sind,
in den Fluss zu tauchen.

Ein Wasserhuhn bequält die Ungerechtigkeit darin.
Ein Rasenmäher gibt sich gleichgültig rasselnd
hinter Heckenpalisaden verwunschener Ferne
und das Schilf nickt windversehen ein.

Die Werre silbert weiter vor sich hin,
in kleinen Rillen Licht,
in kleinen Wellen Hoffnung
auf ein großes Meer.
Doch nur ein Rentnerpärchen
schiebt zwei kugelrunde Kuchenbäuche
drahteselquietschend am Quentinufer vor sich her.

Langfingrig greifen Algen nach dem Wasserlauf,
ob sie ihn aufzuhalten mögen?
Zwei Angler ufern sich im Sonnen,
auch anstehende Kanutenkollisionen
im Flussmittel der Werre
können sie nicht stören.
Ein Fisch beißt an,
ein Mann jault auf,
als sein Dackel
einmal die Festigkeit der Wade
seines Herrchens ausprobieren will.
Dann bleibt es still.

Aber die Werre interessiert das wenig,
sie fließt blaugrüngolden und auch stetig
wie ein Uhrwerk gemäß ihrer eigenen Façon,
als eigenwillig kleiner Strom,
der gerne Kanus und auch Kajaks,
schnurstracks oder gemächlich halbtags,
aufnimmt in die kleine Wasserwelt,
in Wellen kecker Zwergenwildbachstromschnellen,
in der kleine Drachen fliegen, getarnt nur als Libellen;
die so idyllisch veränderlich und etwas frech
dahinplätschert und keinem einzigen Betrachter
einen Seufzer in den Lungen lässt. ●

Schaufenster in ein neues Morgen



Gerade gelingt es mir nur sporadisch, alles an Eindrücken zu verwerken, denn es ist wirklich viel zu verarbeiten. Meine Poetenseele liebt die ganzen Erfahrungen, es braucht nur etwas Zeit, um wirklich alles zu verwirklichen, was da in meinem Kopf entlangspaziert.

Vor Kurzem habe ich einer Führung (Schaufenster Route OWL 4.0) durch verschiedene Betriebe beigewohnt und war erstaunt, verwundert und etwas perplex, da sich mir unerforschte Welten preisgegeben haben, wie zum Beispiel die Herstellung von Trennverstärkern, individuell online konfigurierbar, Elektrofuhrparks betrieben mit Photovoltaik, Innovationszentrum für Elektromobilität, roboterbetriebene und gut isolierte Zukunftsbetriebe, die alles daran setzen, diese Welt etwas grüner zu gestalten. Der Zeitplan war recht strikt und ich habe versucht, so gut es ging alles in mich aufzunehmen, was da zwischen Maschinenlärm und Busrundfahrt auf mich einprasselte.

Ein großer Dank geht raus an den Dörentrupper Elektrofuhrpark, Weidmüller und Phoenix Contact, ebenso an Herbert Weber, Astrid Kleinkönig, Stefanie Kramer.

Träume groß und traeue dich zu scheitern

Ich sprach heute mit einem Mann,
Fasern aus gleitsicht-gegläserter Oberflächlichkeit,
ein Investor in allen möglichen Dingen, ich weiß nicht,
ob ich ihm zu nahe kam, als ich ihn nach Nachhaltigkeit fragte;
aber war da schon der neue Piepton der Entmündigung,
der Verkündigung eines Weitergehens?

Ich sehe durchaus den Sinn darin,
ökonomisch, provisorisch, investorisch zu denken,
für ein kleines Individuum beizeiten auch logisch,
doch träumt ein freier Geist schon immer utopisch
sich ein in Veränderlichkeit,
in das, was verweilt und letztendlich auch bleibt.
Ein Schaufenster in ein neues Morgen.

Sehen wir einmal aus
dem modellierten Puppenhaus-Schaufenster
unserer Achillesfersen des Lobbyismus heraus,
in die wirkliche Zukunft freigedachter Konzeption,
denn wir haben gute Ansätze, wir vertrauen,
dass die geregelten Gesetze nachziehen,
dass es weniger Verschwendung,
mehr Verwendung zukunftsträchtiger Mittel geben wird.

Eine Windmühle erzählte mir einst
leise eine kleine weise Waise,
dass wenn der Mensch die Windmahlkraft
und auch die Sonnenwärme durch Arroganz vergisst,
wird er sich etwas bauen, es wird ihm beigebracht,
was nur ein Ausmaß an Trauern bei einem Reaktorunglück
wohl in Nebentätigkeiten gern vergisst.
Entschuldigung, leider bin ich keiner von den -oren
(Koordinatoren, Multiplikatoren, Sponsoren, Investoren,...)
dafür habe ich ganz gute Augen und Ohren.
Hiermit wird dieses Gedicht digitalisiert.



Für weiteres
Umbürgern von Rotmilanen
können wir später noch weiter verfahren und Pläne aufstellen,

was mich enerviert und diese Stolperpfeiler graviert
sind so einfache Lüc _k_ en im Verständnis
der Verantwortung hochbetuchter Menschen in ihren Elfenbeintürmen.

Lassen wir uns diese doch zu Windrädern machen
oder zu Solarmaschinen.

Wir glauben an das Gelingen,
es gibt unter uns nämlich schon einige,
die sich verdingen,
ihr Wort zu halten,
nicht nur darauf warten,
bis die Chancen verhallten,
die einstmals gegeben waren.

Das Schaufenster ist direkt vor der Tür.
Lass dir den Anblick auf den Pupillen zergehen.
Vielleicht prickelt etwas auf deinen Augäpfeln.
Vielleicht verbindet sich ja gerade ein Gehirn
mit der Welt und lässt dich umdenken.
Vielleicht versteht irgendetwas in dir gerade,
dass diese Welt nur weiterbesteht,
wenn es keine Unterschiede
sondern mehr Aufmerksamkeit gibt.

Wir sprengen heute einfach den Rahmen
und lassen uns ein neues Fenster bauen,
in das Windräder passen,
wie Winkekatten in Schaufenstern,
das sich verdingt,
nachhaltige Möglichkeiten zu schaffen,
zu erschaffen, um kurzsichtige Umsetzung
hinter uns zu lassen,
die Veränderung wahrhaftig zu machen.

Ich mag diesen Ausblick sehr. ☺

Minnesang und Flötenmelodey

Nehmen Sie sich die Gelegenheit dem Sparrenburgfest beizuwöhnen. Es ist schon wirklich bewundernswert mit welch stoischer Ruhe Handwerker, Händler, Bogenschützen, Schwertkämpfer, Gaukler oder gar nur passionierte Mittelalterfans es vermögen, ihre Rolle beizubehalten und bei fast 30°C in Lederkluft, Kettenhemd, Wams oder Zaubermantel zu verharren. Auch wenn viel von solchen Märkten natürlich nur Show ist, hatte es wirklich Unterhaltungscharakter und es war ein äußerst bunter, fröhlicher und trubeliger Aufenthalt dort. Ein schöner Eindruck von einer lebendigen Sparrenburg.

Sparrenburgfest

Neben mir sitzt Merlin,
im Zauberkostüm,
auf der Parkbank.

Jubel, der kleine Robert wurde gefunden!
Bei den Rittern, woanders denn sonst?!
Oh Gott sei Dank.

Kletterwände am Schloss zeichnen Gelegenheiten aus,
zu schnacken und zu fabulieren;
irritieren mich manchmal auch
gut bekinderwagte Eltern,
ich würde gerne mit meinen Abenteuerfreunden,
an den Mauern klettern und jubilieren,
doch als erwachsene Person,
darf man das nicht so einfach.



Gut geölte Kinderwagenräder kurbeln sich
um mich weiter wie Zeiträder;
ich betrachte währenddessen
gerne die Wolken,
die über uns herziehen,
denn wir sind nicht gewandet in Kettenrüstung,
nicht verbandelt mit passender Kluft;
wie Atmosphärentiere,
die zwischendurch reflektieren,
was getan werden muss,
so schweben sie über uns,
sehen auf uns herab,
bedenken unsere Kleinweltlichkeit;
oder das, was davon noch bleibt...

Eine Burg,
die definitiv an diesem Tag
schon viele Szenarien gesehen hat.

Ein Monument, eine Reise in eine Nebenwirklichkeit,
voller Flötenmelodey und Kunsthandwerk,
gepaart mit Saitenklangen einer metgeträuften Lustigkeit.

Grandiose Menschen verdingen sich in Einigkeit;
eine Burg wiederzuerstellen im Gedankengut der Menschen.

Ein paar Kinder laufen aus dem Märchenzelt,
ein Erwachsener beginnt zu denken. ●

Sommersonnenaufgang am Flusslinienlauf

Manchmal wache ich sehr früh auf und will ein paar Eindrücke einfangen, die man bei gewohntem Mittagsbetrieb nicht so festhalten kann, da Tageszeiten eine große Rolle spielen in der Wahrnehmung, von Stimmung zu Stille. Hier gibt es viele Flüsse, Kanäle, Wehre, Bäche, Stauwerke und Quellen.

Frühmorgendlich schlich ich mich einmal dahin und malte danach dieses Minimosaik auf ein Stückchen Holz, das ich fand (ca. 4x5 cm):



Flusslinienlauf, Sonnenaufgang

Es kreisen Schiffe, Boote, Galeeren und Fregatten,
eigentlich nur Blätter oder Nussschalen,
papiergeordnete Dreimaster,
um ein unwegbares Deck
der Seewelt, der Flusswelt, der Meerwelt
der gitterstäbigernden Unwahrscheinlichkeit.
Boote bringen nur kleine Reminiszenzen an Morgen,
verschachteln sich im Ton des Unglaublichen;
ein Nebelschweif bittet um Salut,
eine Wolke am goldgepunzten Himmel verschweigt,
was unter ihrer Mehrdimensionalität erreichbar wäre;
an blauer Leinwand angetackert,
ringt ein Halbmond immer noch um Erlösung;
lange Schatten aus gähnender Schwere des Uferlaufes
werfen einen Hauch Unnahbarkeit in Spiegelungen.
Kleine Kreise, die das Wasser ebnen;
Schleusenkakophonie, Wehrdiastolen, Flussatmen;
Plattenwechsel auf noch schlaftrunkenen Brücken
und Schwalben finden ihre adäquaten Mückenportionen
im lichtumwobenen Sommersonnenaufgang.
Fände man eine Kapitänskajüte für die Stille des Morgens,
sie wäre umschlossen von einem kleinen Wasserecho
einer Nussschale, die leise eine halbe Eskimorolle erleidet.



In den Gärten



Achherrje, jetzt wird es schon so herbstlich. Ich gewann letzten Monat noch sehr viel Sonnenbrand bei der Bewanderung der Gärten Bielefelds. Es gibt da einige Schönheiten zu bestaunen. Der japanische Zen-Garten ist zwar fußläufig ziemlich außerhalb gelegen, besticht allerdings durch seine kuriose Geschichte eines Helikopters, der dort am 14.09.1993 mit dem Kaiser und der Kaiserin von Japan zu einem Staatsbesuch am Rande des Teutoburger Waldes landete.

Bielefeld beheimatet zugleich einen der wunderschönsten botanischen Gärten, die ich jemals gesehen habe. Er ist rund um die Uhr geöffnet, liegt erster Erscheinung nach ziemlich direkt an einem Wohngebiet, dessen Dächer bald im Grün versinken, verlangt nur den Eintritt neugieriger Füße und schmiegt sich an einen ganz anderen Waldsaum des Teutos. Ich stromerte den ganzen Tag durch wundersame Gewächse und erbaute mich an den aus dem Latein übertragenen Pflanzennamen.

Das kleine Mosaik ist aus auf der Straße aufgelesenen Blüten gebastelt.

In den Gärten

Am Rande des Teutoburger Waldes
 entspringt eine Exotik in Flora
mit durch blätterverschachtelten Baumkronenperspektiven
 auf Dacharkaden der Ziegelsteinschindeln
benachbarter Nutznießer und Gönner einer reichen Botanik.
 Sie laden ein hier zu verweilen.
Nachts tobt im botanischen Garten
 eine Schau der Namen und Klassen,
wie in einer wahren Gesellschaftshierarchie,
 können man fast sagen.

Rhododendron erkennt man zu leicht,
 vielleicht auch eine Pelargonie,
 Edelweiß oder einen Ginko,
denn sie tragen nur Anzug von der Stange
und sind in jedem besseren Blumenladen zu finden.
Doch kaum mag ein wolffilziges Habichtskraut
 einer Lichtnelke ein Begriff sein,
 vielleicht ein Stachelnüsschen,
 das sich unter einer Fetthenne duckt,
 eine Edeldistel gibt sich nur
 mit einem kanadischen Windröschen ab,
 nicht mit solchen Pechnelken
 wie einem Quirl-Zehnfuß,
denn Krätkraut und Augenwurz
 sind keine Prachtscharten.
Hier mag sich noch eine Kuhschelle
 mit einer Tigerglocke grüßen,
 aber in den oberen Etagen
steht ein Nickender Lauch im Anzug,
 bedient eine Freilandgloxinie
und eine etwas zu aufgetorkelte Forellenlilie,
 die nach dem Athos-Steinbrech
bedeutungsvolle Blicke wirft und am Tau nippt.
Kaukasus Kugelblume, Flauschkraut und Laugenblume
 sind etwas pikiert, fehl am Platz
 und entwurzeln sich ihrer Erwartungen.
Der Würgebaum steht stets allein im Wald.
Ein später Besucher stromert vorbei und denkt sich:
 „Ha! Da steht eine Tanne, die kenn‘ ich!“
Kapfuchsie streckt ihm die Zunge raus. ●

Nacht, eine;

Man kann sehr gut in Herford der Nacht lauschen und dabei etwas umherflanieren. Auf dem Weg begegnete mir diese Baumrinde und wollte Gemälde werden. Nacht eben.





Die Mondfinsternis
stimmt für mich Debussy oder Satie an,
kleine Winkel unter Laternenpfeilern.
Ein Schritt wird Melodie und Epiphanie
eines Eroberns der wehenden Bäume
der wartenden Träume;
sie loten eine Kathedrale aus,
Wolken und Zerrstellen.

Ich lausche den Schatten,
die leuchtend vorbei schleichen,
zu Geplätscher, Singsang
und Streicher erwachen.

Man spielt mit jedem Schritt Klavier,
hier ist die Nacht so still,
man braucht geflüsterte Musik
oder gebügelte Ohren,
um den Mond aufzuhalten.

Ein Scheinwerfer zerschneidet die Nachtruhe.
Manchmal vertue ich mich,
mit dem Dunkel im Halbton
liegen die Laternen
;
doch es sind nur
ungeölte Scharniere,
die uns nach Hause berufen.



OWL! (Oh wie lyrisch!)

Es gibt ein Land in dem die Freiheit wächst
nicht gebannt an Vorschriften,
Nachrichten, Fachsichten, Nachtschichten oder Berichte,
dass ein Rechtsruck tatsächlich wieder ein Thema ist
oder gewollte Kunst mitunter das Schema frisst.
Man lebt dort frei im Sinne des Wortzaubergeristes
ein Stück Bestand,
was als Pfand des kleinen Makrokosmos
ein wenig Magie immer bereit hält.
Hier wird liebend gelebt,
hier wird ausgiebig widerstrebt,
es wird inspiriert neu erkundet,
was Horizonte hinter sich lässt,
geschätzt ca. alle Tellerrandweiten zersetzt,
zur Ergießung einer Mikrokosmosidee
eines Kopfes mit viel Empathie.
Hier wird der Werre, der Weser, der Aa gehuldigt beim Lauschen,
denn es gibt dabei beeindruckendes Ohrmuschelrauschen.
Und könnte man Liebe in Gold umwandeln
ich würde sie eintauschen
für einen Zeltplatz in OWL.
Von „Als Hipster nach Höxter“ bis zur Schokoladenfabrik,
von der Wewelsburg, Regionalbahnbetrieb,
über tausend Wege im Teuto und dem was verblieb
nach dem Sturm der Gezeiten,
atme ich tief
ein und aus
denn Bielefeld existiert.

Alles was ich erlebte,
alles was ich empfinde,
jeder Augenschmaus, jede Begegnung
mit der ich diese Zeit hier verbinde,
hat mir eine kleine Heimat erschaffen.

Japanische, botanische Gärten und die Unwegbarkeit der Ländlichkeit,
Wolkendalmatiner und ein beobachteter Entenfight,
Zelten in kleinen Galerien der Großartigkeit,
Begegnung mit einem weißen Pferd am Rande der Endlichkeit,
Walnussbootbau für großartige Kinder,
Staunen, Lachen, Schmunzeln, was stets verhindert
zu zweifeln, zu hinterfragen,
was nur den Wert vermindert,
den ein Wort bedeuten kann für dich und mich.
Für alle Nullen und Einsen,
allem zweifelnden Kleinsinn
zwischen Paderborn und Minden,
wir lassen uns die Freiheit des Wortes mitnichten entbinden.
Alles was ich erlebte, alles was ich empfinde,
jeder Augenschmaus, jede Begegnung
mit der ich diese Zeit hier verbinde,
hat mir eine kleine Heimat erschaffen.
Natürlich muss ich bald wieder packen,
doch das Geheimnis hinter all diesen Worten
ist ein Stück Herzblut
an eine bezaubernde Region zu verorten.
In diesem Text ist ein Fehler:
er enthält nicht
alles Erlebte, Gesehene, Angestrebte.
Doch:
Merci, Thank you, Takk fyrir, muchos gracias,
für alle Monate, Tage, Stunden, Minuten, Sekunden,
ab jetzt fühle ich mich mit OWL
in meinem Wesen verbunden.





Kulturregion Rheinschiene: Pulsierende Urbanität und ursprüngliche Landschaft

07



Der Bus ruckelt durch die Straßen. Auf der Anzeige steht Sparkasse, als wäre es eine Destination. Ich wähle die rote Linie, sie fährt das Museum Morsbroich an. Kurzzeitig war es von der Schließung bedroht. Ein unglaublicher Gedanke. Wenn ich in meiner Region einen Ort gesehen habe, in dem es wirklich um die Kunst geht, dann ist es dieser. Wer kam auf die Idee, es zu schließen?



Im Spätsommer 2015 ging ein Schreiben der vereinigten Straßenzüge beim Kölner Kulturamt ein. Darin war von einer Langeweile die Rede, die weite Teile des Straßennetzes befallen hatte. Einige Straßen baten um akrobatische Darbietungen an Straßenschildern, andere um Konzerte auf Verkehrsinseln.



KULTURREGION RHEINSCHIENE



In einer Eckkneipe Kellner, sie gehören zum Vortag. Die Bahn fährt ein, ich renne. Unter den Ersten sein, die befördert werden. Zu Beginn sind wir zu dritt im Abteil. Eine Weile lang Stille über blau-gelbem Plastik. Am Knotenpunkt dann werden wir mehr.

Schreiberin für die Kulturregion Rheinschiene: **Marie-Alice Schultz** (*1980). Marie-Alice Schultz wurde 1980 in Hamburg geboren. Sie studierte Theaterwissenschaft und Germanistik an der Freien Universität Berlin und Bildende Kunst an der Universität für Angewandte Kunst in Wien. 2011 erhielt sie das Autorenstipendium der Stadt Wien, 2016 war sie Stipendiatin der Schreibwerkstatt der Jürgen Ponto-Stiftung und Teilnehmerin des 20. Klagenfurter Literaturkurses. 2017 erhielt sie das Joseph-Maria-Lutz-Stipendium der Stadt Pfaffenhofen und den Hamburger Förderpreis für Literatur. Sie ist Mitherausgeberin der Literaturzeitschrift TAU.

Statt in der Region Rheinschiene hinter verschlossener Tür zu arbeiten, zog sie mit ihrer Schreibmaschine in öffentliche Verkehrsmittel und hielt unmittelbar fest, was sie dort beobachtete. Entlang der Schienen und Straßen erschloss sich ihr so eine Region in Bewegung.



Betriebsbeginn

Erster Text, erste Bahn. Wie alles beginnt um 4.14 h:



ch stolpere aus dem Haus, ein Taxi wirft seinen Motor an. Die Häuser dunkel, ich zähle ein beleuchtetes Fenster. Wer weckt die Stadt?

In einer Eckkneipe Kellner, sie gehören zum Vortag. Die Bahn fährt ein, ich renne. Unter den Ersten sein, die befördert werden. Zu Beginn sind wir zu dritt im Abteil. Eine Weile lang Stille über blau-gelbem Plastik. Am Knotenpunkt dann werden wir mehr.

Eine Frau stürmt nach hinten, graue Jeans mit regelmäßigen Einschnitten, lässt sich auf den Sitz fallen. In der Spiegelung der Scheibe sehe ich, wie sie ihren Kopf nach hinten klappen lässt, bis die Lehne ihn abfängt. Dann ein Schrei, halb

Seufzen, halb Gähnen, der erste Satz an diesem Morgen: *Scheiße Mann, was soll ich machen? Jetzt sind's sechs Millionen!* Während ich noch überlege, *sechs Millionen wovon?*, schlägt sie mit der flachen Hand gegen die gelben Haltestangen. Etwas muss raus. Ein Fahrgast guckt besorgt herüber, sagt aber nichts. Plötzlich fällt es mir ein: Sie weckt die Stadt! Ich stelle mir vor, wie sie von Haus zu Haus rennt, an jeder Wohnungstür klingelt. Menschen schüttelt, aus Federn zerrt, in fremden Küchen Kaffee kocht. Bis sie endlich bereit ist, ihre Stadt.

Später, es ist mittlerweile hell, lese ich nach, suche die Einwohnerzahl. Es kann nicht sein. Die Anzahl müsste sich über Nacht verfünfacht haben. Vielleicht nächstes Jahr? ●



Allabendlich rücken seither in der Zeit zwischen 22 – 23h Fahrzeuge mit Künstlern aus, um die Straßen im Großgebiet Köln zu unterhalten. Bodentiefe Laufsprecher ermöglichen eine zielgerichtete Übertragung der Beiträge auf Bordsteinniveau.

Straßen- unterhaltungsdienst

m Spätsommer 2015 ging ein Schreiben der vereinigten Straßenzüge beim Kölner Kulturamt ein. Darin war von einer Langeweile die Rede, die weite Teile des Straßennetzes befallen hatte. Einige Straßen baten um akrobatische Darbietungen an Straßenschildern, andere um Konzerte auf Verkehrsinseln. Der Brief schloss mit den Worten:

Wir fordern eine flächendeckende Unterhaltung. Wo Streusand rieselt, kann auch Kultur gestreut werden!

Das Kulturamt rief daraufhin im Februar 2016 den Straßenunterhaltungsdienst ins Leben. Allabendlich rücken seither in der Zeit zwischen 22 – 23h Fahrzeuge mit Künstlern aus, um die Straßen im Großgebiet Köln zu unterhalten. Bodentiefe Laufsprecher ermöglichen eine zielgerichtete Übertragung der Beiträge auf Bordstein-niveau.

Als besondere Herausforderung stellte sich der Wunsch eines Schleichweges dar: Er forderte vom Kulturamt die Lesung eines ukrainischen Lyrikers. Das Wort *zeitnah* fiel, sonst, so hieß es im Schreiben weiter, sei mit massiven Pflastersteinangriffen auf eine der anliegenden Hauptverkehrsstraßen zu rechnen.

In enger Zusammenarbeit mit Interpol setzte das Kölner Kulturamt unverzüglich alle Hebel in Bewegung, um den Lyriker ausfindig zu machen. Der 57-jährige Autor, der zurückgezogen in den Wäl dern lebt, verfügt über keinen Internetanschluss. Nach zweiwöchigen Bemühungen seitens des Kulturamtes gelang es jedoch, über die örtliche Apotheke einen Telefonkontakt zum Autor herzustellen. Der Lyriker nickte während des Gesprächs mehrmals, und vom Apotheker aufgefordert, sich endlich zur Einladung zu äußern (das Nicken sei in Köln nicht sichtbar), sagte er leise in den Hörer hinein:

Wenn die Straßen es fordern, wage ich es nicht, mich zu widersetzen.

Vor Ort angekommen, lehnte der Lyriker (der ungenannt bleiben möchte) den Einsatz eines Übertragungswagens ab, legte sich direkt auf den Weg, sprach in den Kies hinein. Zwischen seinen Zähnen ein leichtes Knirschen. ●

Wir fordern eine flächendeckende Unterhaltung. Wo Streusand rieselt, kann auch Kultur gestreut werden!

Loch, in das ein Ort fällt

Der Bus fährt hier jede Stunde. Am Ende kommt man raus, wo man war. Als wäre die Welt eine Kugel. Stimmt aber nicht. Die Welt ist ein Loch, in das ein Ort fällt. An den Rändern beginnt der Bagger, beißt sich in die Landschaft, bis hin zum Kern. Hinter Rollläden warten Räume, rieselt Stille. Sie sprechen von Verkipplungsseite und meinen etwas, das nachgibt. Er aber steht starr. Dort, wo er die Dorfmitte vermutet, gibt es eine kleine Erhöhung. Er stellt sich drauf, wird Statue, sagt:

Mich gräbt keiner weg.

Das Tor vom Friedhof haben sie mitgenommen, die Toten auch, fehlt nur, dass sie den Staub einfangen, damit es unserer eigener ist. Sie bauen uns neu auf. Ein paar Kilometer weiter sind die Häuser neu, die Nachbarn alt, sieht es aus wie Lego. Die Straßen heißen dort: wie hier. Legt einer einen Spiegel in die Landschaft. Jetzt stehe ich doppelt. Habe zwei Häuser, zwei Betten. Nachts wache ich auf, laufe zurück in den alten Ort, ins andere Bett, damit es nicht kalt wird. Tagsüber kuche ich auf acht Herdplatten. Es wird eine Weile so gehen. Mein Haus lasse ich nicht ohne mich darin. Einer



muss lüften, bevor der Krater kommt. Wie der Mond ist diese Straße, rau und leer. Schlägt man sich daran die Knie auf, beißt sich der Teer in die Haut. Besonders an heißen Tagen. Hier habe ich noch ein kleines Stückchen, es ist verwachsen mit den Zellen seit etlichen Jahren.

Morgens dann nehme ich den Bus zurück, er fährt zwischen den Häusern umher, von einem zu anderen Ort. Bis ich bin, wo ich war, braucht es 33 Minuten. An der Haltestelle Vögel aus schwarzer Folie. Eine Kopie mit aufgespannten Flügeln. Alles neu und aus Plastik.

Aber: im Knie gibt es eine Stelle, die bleibt. ●

wie Tetris (eigentlich)

Auf meinem Ticket, das ich seit Monatsbeginn bei mir trage, in der kleinen Plastikhülle, doch ohne Foto („Lichtbild nur im Ausbildungsverkehr erforderlich.“ Weil danach alles stockt? Man schlagartig aufhört, sich zu verändern?), steht: ERWEITERTES NETZ.

Das probiere ich aus, dieses Großraumnetz bei Dauerregen, wie weit trägt es? Bis zur nächstgelegenen Haltestelle, bis zur Endstation. Richtung Bonn wachsen Kohlköpfe auf Gleise und Herbst zu. Das kann nicht das Ende sein. Ein Bus verspricht „Fahre Mehlem“. Da geht es rüber. Wieder Wasser, diesmal von unten. Neben mir zwei Radfahrer mit eingeschweißten Karten. In einer hat sich eine Fruchtfliege verfangen. Ob sie es hinausschafft vor dem Herbst?

Am Ufer wirbt ein Kurcafé mit Klimatisierung. Nichts läge mir ferner. Gleich weiter. Fahre ich eine Schleife in die Landschaft. In der 66 sind die Sitze aus grünlichem Kunstleder. Deutschland in den Achtzigern, lande ich wieder in Bonn. Jede Station hat hier eine Farbe. Lässt sich einordnen. Den Juristen gehört blau. Beim Blick auf die Bodenfliesen muss ich an Tetris denken. Dass alles einrastet.

Ein Herr mit Halstuch. Der kunstvoll gebundene Knoten verbirgt die Falten der alten Republik. Gelb-bräunliches Zickzackmuster. Ich tippe auf Seide. Meine Gabel sticht in Baiser. Alles Schaum, wir sinken. Angesichts vertäfelter Wände muss ich an den Mauerfall denken. Wieder Tetris, nur andersrum.

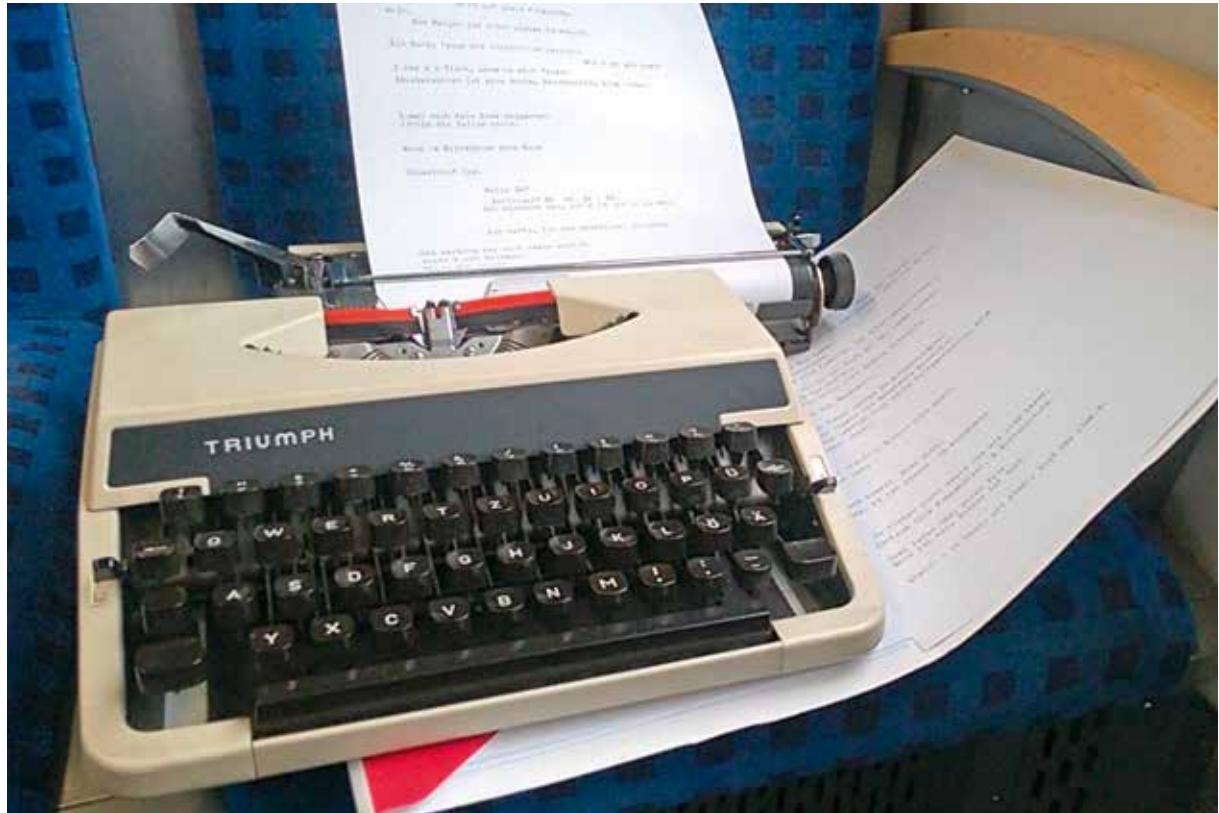
Am Nachmittag dann zurück. Umschlagplatz Bahnhofsgleis. Pillen werden getauscht. *Die blauen, ne? Rolls-Royce.* Auch die Drogen reihen sich ein ins Farbsystem. Fahre ich rückwärts durch Alexei Leonidowitsch Paschitnows *Regenbogen*.

Es tropft auf den Nebensitz. Mein Schirm ist ein Arm zu viel. Vor mir zwei alte Damen. Schon wieder Pillen. *Sind fürs Herz, aber so milde, möchtestest? - Joah, gib her!* Zwei Rentnerinnen schlucken Herztabletten wie Drops. Jedem Loch seine Pille. Selbstmedikation in Nrw. Den Pegel halten. Das Wasser im Rhein steigt auch.

Nachtrag: Alexei Leonidowitsch Paschitnow, der Erfinder des Computerspiels Tetris, erhielt nichts von den Einnahmen, die sein Spiel einbrachte. ●



Bis zur nächstgelegenen Haltestelle,
bis zur Endstation. Richtung Bonn
wachsen Kohlköpfe auf Gleise und
Herbst zu. Das kann nicht das Ende
sein.



KULTURREGION RHEINSCHIENE 5/6

Zügige Zeilen

Bahnprotokolle

20 leere Seiten 1 Schreibmaschine (Typ: Triumph tippa)

1 Autorin 1 Bahn (Linie: S6 Richtung Essen)

Die Texte sind Originalskripte, es erfolgt keine nachträgliche Überarbeitung.
Es entstanden neun getippte Textseiten, dann kam es zu einem Gespräch mit
Fahrgast Frauke und das Skript brach ab.

Zügige Zeilen 1

S6 Richtung Essen

über Leverkusen

Düsseldorf

Erstes Hinderniss: Mülleimer im Weh

Weg

Mülleimer stört bei Rückf hrn der Papierstange

kein Tisch , schreibe mit Masc,hirn Maschiene Maschine
auf Ni e Knie

knie kann TISCH ** sein, wckelt wackelt aber
Knie zittert, Bahn ruckelt, sonst still

KÖLN BUCHFORST

S*zte BLAU; K*MKAROS

andere h ben einen Tisch, ein Büro

ich habe die Bahn

ich bin die mobilste arbeiter chmerin D utschlands

ich bin g tgar keuine Arbeitnehmerin

(ich mache kurz Pause, ich muss schauen)

Mühlheimvo

voller wird es nicht,

falsche Zeit?

falscher Zeitpunkt? Zet Zeit pumt

pumpt

ttt

Seite lang, zwanzig davo n

jmand sagt: Schreibmaschine, ich sage nichts, ich tippe.

wo sind wir?

Hello Ansage?

Schal stört, Schal im Weg.

Mülleimer auch.

Zeitung aus auf Sitz:

Köln tapferste Mutter

ZweiKopfhörer im näheren Umfeld, Musik nur aus einem zu hören.

KÖLN STAMMHEIM

.Lifer ndo deine Zeit und WinterWundervoll blockieren das
Fe nster
oh, svhon Leverkusen!

Leverkusen kommt immer schneller als gedacht.
Kräne orange, grün
jetzt steigenz das wirxscheiiwrig, zei
num Foto, die D,ma will es so.
BLÜ Ø nicht die Karte verlieren! ok,
Wo ist deine Visitenkarte , wenn du sie brauchst?
du wirst nie,
Vertreter werden,
deinVertreter
du vertrittst dirnur die Beine,
Leverkusen Rheindorf

P' arde vorm Fenster
und wupsi
so heißt hier dasNetz.
Zack,da hast du dein Fphoto! DU brauchst gar nichts zunpl nen
Laub in den üblichen Farben

LANGENFELD

Telefonmitschnitt:
ich weiß nicht, on ich INdesign hab.
Vielleicht hab ich nur Illusttrator.
ich hb ahabe TRIUMPH Modell tippe
auch gut,

BERGHAUSEN

Ich hab keine Ahnung, ich höre nur KLappermn
ich geh jetzt nicht hin.

Ich habe das Gefühl, es wird imme r leerer .
hierr schon DÜ-eldorf
Gleic h ist die Stunde rum, von zwanzig vollen
Seiten keine Spiur Spur.

Ihr habt eure Displays, ich dir die Tasten.
IHR wischt, ich tippe. Ich tippe uns einen Tag.
ROT geht auch.FAST indesign hier.

BENRATH:

grau und leer.

D^n-a

DAS Gute ist, die klaut keiner.
die ist zu scher schwer.

Ja, ich bin grad iin der Bahn.

Muss ich gucken.

Dauert 6 Mⁿutebn. 66 ich ruf dich&n, wenn ich da bin.
REISHOLZ.

TAnzen,bis der Bus kommt.

ERlebn, was verbindet.

(ich brauche eine Fußbank, zur Höhenausgleichung.)

WAs mir in den Text ger ät, kommt hinein.

So , ZIRKUS ZabreeZⁿber
vorm Femnster, hier Zirkus ScSchultz

Der M_nrgen ist Teamsache.

Mein Büro fährt vorbei an Schrebergärten.
Mein Büro ändert die Besetzung minutlich.
Mein Büro verfügt über keine Kaffeemaschine, ABER
wir kommen voran.

Maler streicht Balkon nahe Gleis.
sonst grau .

Hund knurrt. Oder Bahn.
Nee. ES ist einHUN DD eindeutig.

Da hinten sieht etwas aus wie eine Stadt.
Zentrum fütr Kampfkunzts. & Selbstschutz.

Zwei reden über einen Test.
Gold ist ein, Silber ist zwei.

gleich n ch Haus, was essen, sagt der link e.

Düsseldorf HBF

Hoffe auf viele Fahrgäste.

Naja.

Der Morgen ist schon wieder Teamsache.

Ein Handy fragt mit chinesischem Akzent:

What do you need?

I nee d a Tisch, wenn du mich fragst.

Improvisation ist eine Sache, Beinmusekln, eine andre.

Immer noch kein Ende abzusehen.
Zähle die Zeilen nicht.

Haus am Birkenbaum ohne Baum

Düsseldorf Zoo.

Hello Ja?

Schlüssel? Ok. OK. Ja . OK.
ich bin heute bei, ich kann vorbei kommen.

ich hoffe, ich bin pünktlich. ja, gerne.

Die Werbung ist auch immer gleich.

Stife l mit Glitzer.

Mütze geh äckelt

DÜseldorf RATH

Danke, dass du mitkommst.

Die Österreicher, da scheint sich was getan zu haben bei
den Nachtzügen, sagt einer.

die DB ist ausgestiegen bei den Nachtzügen.

du bist doch damit gefahren!

Das war doch schon vor zwei Jahren.

UND mit Nizza?

Wieviel hast du denn bezahlt?
Den Flug schon?

Evet.

Ja, gut aber.

ES ist eine etwasandere Art des Schreibens
Huch, Bremsung.

Die Flasche mit demlangen Hals
Ein stück kuchenhat sie sp äter noch gegessen
Gruß vom Werner

Heroicea
Radfahren in der Toskana.

grün draußen

muss man sich da anmelden?
dra ßen Wald
gilt das ni cht als so einKult?

Machen da auch prominente Radfahrer mit?
ach die da vondem... .

Dann ist der HUND!

klein und weiß

systemverbesserung durch übeergeschlagenes Knie

Hösel

dass Ortwe so heißen können.

m im Büro ist 4x4 Sitze breit.
und blau. bl zu.

Wie f hren bis Ende,ne?

Kettwig Stausee

Bei mir stauen die Worte, d mliches Konzept.

Ein Konzept ist immer nur o als Konzept gut.

In der Realit t tauen Konzepte wenig.

In meinem Konzept werden Beine zB nicht schwer.

13.15h

Die Ruhr

KETTWIG

HAndy klinhelt indisch.

Ist das noch meine Region?

Bitte achten Sie auf den abstand zwischen Bahnsteigkante und ZUG
Bahnsteig!

Mach zu dieinen Rucksack, Christoph!

Schüler

und zwei Männer, die nur ber Fl ge sprechen.

New York, ber Frankfurt.

schon mehr Gold .

Mach deinen Rucksack, zu, Christoph!

Wer b er nimmt jetzt New York?

bernimmt

(ES geht immernoch um Fl ge)

ESSEN H ugel

Gu ck mal. doe linke Schiene sieht gar nicht so
bef h n - das ist oder effekt der kurve!

manchmal gucke ich nur. (machen die im büro nicht anders)
Hör mal, wo sind wir, inder Steinzeit?
ich hab auch noch eine zw Hasuse .
(Schüler hinter mir)

Eyyssen süd.

Gleiche Bahn zurück.

Richtung Köln.

Wann angekommen?

Taube am Gleis.

Los geht's!

Knöchel. gebräunt. Wokommen die noch her um diese Jahreszeit?
noch drei Minuten bis zur Abfahrt, es wird voller.

So! Fährt wieder.

geht weiter.

Habe neuen Platzb eingenommn. schreibe außschlißl ich in
Fahrtrichtung.

erster Fahrgast mit Hut steigt ein.

Jack e gelb-kaki

also gehen tut das aales alles, nur bequem ist es nicht.
ich tppie tippr tippe mich nach KÖLM tippi
flugzeug Über uns, leider schneller.

Mann mit Hut sagt: super Klang, da kommen Erinnerzungen hoch.
ich hatte sio eine mit 17.

Er sagt: icjh warte auf das pling! am Ende der Zeile wunderschön
oh, ich muss raus. (weg ist er.)

HA! Ich hab noch ein Blatt für Euch!

und links der Fluss
alles zurück
Kettwig wieder passieren,
auch das.

Kettwig sieht aus wie Harburg, vom Bahnhof gesehen.

die Bäume sehen aus wie überreifer Broccoli.

wir fahren durch Broccoli.
und ich kann nicht nachsehen, wie er richtig geschrieben wird.

da laufen Tiere, ich glaube, es sind Schafe.
wer kann das sagen, bei der Distanz.

Ein Tisch wäre zu viel.
Hösel heißt immer noch Hösel.
Frau mit Koffer steigt aus.
Verwirrte Blicke.

ich fahre unglaublich gern, besonders, wenn es kein Ziel gibt.

Tanne, abgeschnitten.

Strankorb auf Balkon. Optimisten,
persisch im Telefon.
Mann mit Laptoptasche.
Bananenkarton
vertippt.

man kommt hier so in etwas rein.
captrain
caprain
man n mit mandarine
orange r Punkt vor grau.
ne atmodische schreibmaschine, nicht schlecht!
sagt einer im vorübergehen.
es riecht nach mandarine .

auf einem balkpmn balkon liest einer
in einem zug schreibt eine.
menschen machen bögen.

RATH MITTE

Mann mit Schirmmütze.

Verhaltet euch! st eht auf einem Schild. ok.

DERENDORF

Mehr Leute jetzt, Platz eng.
Schreibmaschine ist wie Stinkekäse. fast.
Platz bleibt.

Zwei mit Kopfhörer im Türbereich.
Hohe Dichte an Nike-Schuhen.
Düsseldorf ZOO.

DEr morgen ist Teamsache.

Liqu id tion total (Banner auf Haus)

Jacke, lachsrot folgt Jacke , rot .

durchgehend grau.

Hbhf.

prosa?
ich lass mal die Schulkinder durch.

ein

01 0' 094 E 3 frau ke

Augen zu, Tasche auf!



Da steht es. Sie sind unter uns. Trickdiebe im Kölner Netz. Seit ich es las, verdächtige ich jeden, werfe Blicke, betrachte Hände. Wer könnte und wann? Zugreifen.

Ein Kölner Verleger erzählt mir von einem neuen Trick: Heimlich bemalen die Diebe einen Fahrgäst mit Farbe. Dann geben sie sich als Helfer aus, wollen den Fleck wegwischen. Ehe man sich versieht, ist nicht nur der Fleck weg, es fehlt auch das Portemonnaie. Ich sage: *Das ist doch Performancekunst!*, und frage: Verwenden sie immer denselben Farbton? Wie tragen sie ihn auf? Haben sie Pinsel dabei?

*

Der Nachbar, der sagt: *Es kommt in Wellen*. Der Junkie im Hausflur. Seine Zigarette, schnell ausgetreten, als er mich sieht. Die Eingangstür, einen Spalt offen. Die Nähe zum Ebertplatz. Gerade ist die Welle oben. Das Paket, das fehlt. Wieder was weg. Das Aschehäufchen, das bleibt, Tage später noch. *Also passen Sie auf!*

Ich will den eigenen Argwohn mit Argwohn betrachten.

Liebe KVB (Kölner Verkehrs-Betriebe Aktiengesellschaft), hier sind meine Vorschläge für Texte am laufenden Band:

AUGEN ZU, TRSCHE RUF! GUCKEN, WAS BLEIBT!

WAS BLEIBT, FERHRT WEITER..

KEINE SORGE ! ALLES KEHRT WIEDER

ALLES IM KREIS

WAS WEG IST, WARS NICHT WERT!

..LANDET WORNDERS (AUCH SCHOEN DORT SICHERLICH)

..IMMER FORT, NIE AM ORT (DES GESCHEHENS)

OFEN AUS ? HERD AN! ETWAS BRENNT IMMER (AN) ! ...

ETWAS (B) RENNT IMMER!! ...

(LICHTER IM TUNNEL Z.B.)

KEINE SORGE, ALLES IM KREIS!



Kulturregion Ruhrgebiet: Mythos, Menschen, Metropole

08



17:24 Uhr Eving,
Brechten, Brambauer:
Je weiter es raus aus
dem Dortmunder
Stadtgebiet und rein
in die einst angelegten
Arbeiter-
siedlungen geht, desto
mehr Menschen stehen
an offenen Fenstern.
Postindustrielles
Romantik-Motiv?



Unser Liebling ist der Paukenspieler.
Er sitzt auf einem blauen Bürostuhl,
seine Beine sind zu kurz, ist er nicht im
Einsatz, schwebt er über dem Boden.



KULTURREGION RUHRGEBIET



Auf dem Wambachsee herrscht Feierabendstimmung. Hier platschen Kinder, da sitzen Paare in Tretbooten, in der Nähe des Ufers balanciert eine Gruppe auf Surfplatten. Eine Frau in Sportbikini und Taucherbrille steht auf ihrem Surfboard, die eine Hand in der Hüfte, in der anderen: eine Paddel.

Schreiberin für die Kulturregion Ruhrgebiet: **Melanie Huber** (*1988), studierte Kreatives Schreiben und Literaturwissenschaft in Hildesheim, Hannover und Amiens. Sie ist als freie Journalistin in Kiel ansässig. Melanie Huber interessiert sich für zeitgeschichtliche Phänomene, die sich über Menschen und ihren Alltag in Städten definieren. Mit Hilfe eines literarisch-protokollarischen Schreibverfahrens möchte sie eine „Geschichte des Alltags“ erschreiben, die als performatives Moment Aufschluss über den gesellschaftlichen Ist-Zustand im deutschsprachigen Raum geben soll. Ihr Projekt heißt „Kartografie des Alltags“. Die Texte, die im Ruhrgebiet entstanden sind, sind ein Teil davon.



8:54 Uhr, Dortmund Hauptbahnhof

Kurz vor dem Ausgang des Dortmunder Hauptbahnhofes stehen eine ältere Frau und ein älterer Mann nebeneinander. Beide tragen Outdoor-Kleidung, feste Schuhe, Tages-Wanderrucksäcke. Ihre Blicke sind nach oben gerichtet, die Frau streckt bisweilen das Kinn.

„Und was ist das?“ „Na, würd mal sagen, also, wegen dem U ist das bestimmt ein Bierbrauer.“ „So. Ah ja.“

Die Frau nickt, schüttelt dann den grau melierten Kopf: „Wieso ,wegen dem U?“ „Union-Brauerei Dortmund“, erwidert der Mann in sonorem Ton. „So. Ah ja.“ „Wollen wir dann mal weiter?“ „Jaja.“

Sie drehen sich nach rechts, kommen aber nicht weit. Man sieht sie nun vor der großen Anzeigetafel stehen. Ihre Blicke sind nach oben gerichtet, die Frau streckt wieder das Kinn, dann setzt sie zu einer Frage an. Ihre Worte gehen im summenden Treiben der Eingangshalle unter.

Durch die hohen Fenster, die das Paar zuvor betrachtet hat, fällt fahl das Licht. Die zackig gezeichneten Figuren auf den Glasbildern wirken demütig: Stahlwerker, Hochofenarbeiter, Bier- und Brückenbauer verschwinden vor dem Hintergrund der modernen Stadt. Das Tor zur (Arbeits-)Welt ist in Dortmund ein Zweckbau aus dem Jahr 1952.
08:56 Uhr

Unscheinbarer Nachbau

Der Hauptbahnhof in Dortmund ist eine Rekonstruktion des Bahnhofs aus der Nachkriegszeit. Die Glasfenster sind Kopien der Originale, die 2009 im Zuge von Umbauarbeiten in die Henrichshütte Hattingen überführt wurden.

Hier lebt die Stadt:
Im und um den
Hauptbahnhof Dortmund
ist zu jeder Uhrzeit
etwas los.



Rechts gingen die Bergleute
rein, links kamen die Toten
raus. Heute befinden sich
rechts der Museumseingang
und links der Ausgang sowie
der Museumsshop.



9:49 Uhr, Dortmund Zeche Zollern

Das rote Ziegelmauerwerk setzt sich glänzend ab vom Grau des Tages, das Zechentor ist nicht zum Passieren da. Unter dem linken Bogen steht gedrängt: eine Gruppe von Kindern. Etwa sieben Mädchen und Jungen und eine Frau können sich keinen Platz mehr verschaffen. Ihnen bleibt der Regen. Die meisten Kinder reichen der Frau bis zum Unterbauch, sie tragen Funktionsjacken und Rucksäcke. Dick und gerade fällt das Wasser, es platscht auf Köpfe und Gestein, die uneben asphaltierte Zufahrtsstraße ist pfützenvoll.

Manche stehen stumm, andere reden unverständlich, der eine beugt sich über den anderen, zwei Mädchen beobachten einen Wurm. Es wird gewartet. Ein Moment der Stille, Regengeräusche, Pfützenbeobachtung – dann ist die Frau deutlich zu hören: „Bevor das hier gleich losgeht, esst ihr am besten jetzt eure Brote.“ Die Kinder werden unruhig. Sie hieven sich die Rucksäcke von den Körpern, sagen: „Hast du was zu essen dabei?“ – „Ich hab Nutella!“ – „Aber ich hab doch gar keinen Hunger.“ Die Frau schaut in die Runde: „Drinnen könnt ihr nachher nicht essen. Also esst jetzt.“ Auch sie hat nun ein belegtes Brot in der Hand.

Wie auf Kommando beginnen alle gleichzeitig zu kauen. Wieder Stille, Regengeräusche, Pfützenbeobachtung. Die Intensität des Regens nimmt zu. Niemand bewegt sich. Da öffnet sich unter dem rechten Bogen eine Tür. „Ah, erstmal buttern. Richtig so“, ist eine Stimme aus dem Inneren zu hören. Die Frau und die Kinder haben es plötzlich eilig, fast passen sie nicht alle durch den Eingang.
10:00 Uhr ●

Eine eigene Sprache

Die Bergmannssprache ist eine eigene. Begriffe aus dem Bergbau haben sich bis heute erhalten. Etwa der Ausdruck „buttern“:

„Im Kohlenbergbau entstandene Benennung der Ruhepause zur Nahrungsaufnahme in der Mitte der Schicht. [...] Die Nahrungsmittel wurden zum Schutz vor gefräßigen Mäusen und Ratten in einer flachen Blechdose aufbewahrt – wahrscheinlich leitete sich von ihrer Ähnlichkeit mit einer ‚Butterdose‘ der Begriff ‚buttern‘ ab. Die Dose bestand, wie auch die große Getränkeflasche (1-2 Liter), zur Vermeidung von Funkenschlag aus Aluminium. Die Flasche wurde mit einem nassen Strumpf umhüllt in den Wetterzug gehängt – durch die entstehende Verdunstungskälte wurden die Getränke kühl gehalten.“ (Quelle: Bergmännische Fachausdrücke. www.miner-sailor.de, Stand: aktualisiert am 21.07.17.)

12:08 Uhr, Landschaftspark Duisburg-Nord

Zwischen stillgelegten Hochöfen und Werkhallen stehen vereinzelt Gruppen, in der Regel: familiengleich. Symmetrisch angeordnete Alleeäume wachsen aus sauber-grauem Kiesboden, ein gelbes Schild weist auf die Kollisionsgefahr von Mensch und Kran hin. Satzfetzen wabern über das Gelände: „Stell dich mal hier hin“, „Das ist aber hoch“, „Damals war das noch anders“, „Schau dir mal die Struktur an. Macht man heute auch nicht mehr so“, „Ich kann mich noch erinnern, als das hier alles ...“, „Du musst es dir ein bisschen trüber vorstellen...“, „So ne Burg baut sich nicht in zwei Stunden“, „Als ich hier gearbeitet habe...“, „Ist ja alles ganz nett hier, aber warum muss denn immer dieser schreckliche Freizeitfaktor im Vordergrund stehen? Ich will hier nicht die Wände hochklettern. Ich will Füchse sehen“, „...und diese Lautstärke...“, „Mama, guck! Da hinten ist IKEA“.

Aus der Geräuschkulisse tritt ein Junge hervor. Er schaut interessiert, er geht auf die Dinge zu. Fasst Gitter an und Stämme. Vor einem Objekt neben dem Imbiss bleibt er stehen. „Hände waschen!“, ruft er freudig, zeigt auf das Objekt und dreht sich zu einer Frau und einem Mann um, die auf ihn zukommen. „Nee, hier kannst du nicht

Hände waschen“, sagt der Mann. Der Junge fasst das Objekt an. „Wieso nicht?“, fragt der Junge. „Das ist ein Bohrer. Den kann man nur noch angucken“, sagt der Mann. Der Junge lässt die Hände fallen, schaut zu dem Mann und zurück. Sein Blick: überrascht, verständnislos. 12:19 Uhr

Hochöfen und Liebesschlösser

Der Duisburger Norden ist geprägt von Kohle, Stahl und Eisen. Thyssen wirkte hier ab 1901, nach der endgültigen Stilllegung des Hüttenwerks Anfang der 1980er Jahre wurde das Gelände erst Industriebrache, dann – mit viel Bürgerengagement – Kultur-, Sport-, Freizeit- und Naturort. Der Landschaftspark eignet sich für klassische Spaziergänge und kuratierte Erkundungen. Veranstaltungen, wie etwa die Ruhrtriennale, finden in und rund um die Werkshallen statt. Das Gelände ist frei zugänglich, es bedarf keiner Führungen, um auf die Hochöfen steigen zu können.

Street Art und Liebesschlösser sind Schmuckstücke des Industriegeländes – der Rest ist Geschichte.

Historische Freizeitstätte:
Das ehemalige Hüttenwerksgelände
in Duisburg-Meiderich ist eines
von vielen Beispielen für den
Strukturwandel im Ruhrgebiet.



12:54 Uhr, Essen Museum Folkwang

Stille, ein Gefühl des Aufgeregtsseins, des Entrücktseins, des Dort-, nicht des Hierseins. Lesesaal, Ruhesaal. Möbel im Bauhausstil, klare Farben, zurückgenommen; niemand da. Das Surren einer Anlage, scheinbarer Wind, Zäsur: das Knarzen des Stuhles beim Hinsetzen, Zurücklehnen. Die Suche nach exakten Beschreibungen, nach Worten, die das begreifen, was ist. Kein Geruch, aber der Wunsch nach Strenge, die Möbel: herausgerissen aus einem Schlaf. Keine Begriffe für Klarheit, keine Worte für Glasfenster und Kuben. Ein, ein, aus, atmen. Die Finger in das Polster drücken, Knautschzonen ausmachen, versuchen, Struktur zu erfassen. Warten, bis jemand kommt. Darf jemand kommen? Ist es erforderlich,

dass jemand kommt? Muss es zwingend ein „zu zweit“ geben im Raum? Aber dann auch: Muss es Raum geben? Dazu, entfernt aus dem Off: „Wie weit muss in die Vergangenheit zurückgegangen werden, um die jüngste Vergangenheit vergessen zu können?“* Der Blick in den Hof, hier: gewölbt, Skulptur. Einzelne Wirbel der Skulptur mit den Augen abtasten, fühlen, wie es sich fühlen könnte. Der Wunsch nach Nahtlosigkeit, und dann doch: nach einem „zu zweit“, und keinem Raum. Der bewusste Griff nach Übereinstimmung, dem Weltverständnis in einem Satz: „romantisch überzeichnete Ausdrucksmittel“ und „magische[r] Realismus.“**

Und dann, ganz abrupt, geht von links die Tür auf. Ein Mann betritt den Raum. Er trägt einen schwarzen Anzug und verkabelte Stöpsel im Ohr. Er schaut verwundert, nicht dann unmerklich, lässt die Tür ihr Übriges tun, geht durch den Raum, seine schwarzen Schuhe quietschen, er schaut auf den Boden, er bleibt unvermittelt stehen, scharrt mit dem linken Schuh, nachdrücklich, es geht nicht weg, er wartet, entscheidet, belässt es, geht weiter, öffnet die Tür – und zwar eine andere. Sie fällt krachend ins Schloss. Irgendwo wird gelacht, und jemand sagt: „Ach komm. Das ist doch Gelsenkirchener Barock.“*** 13:11 Uhr ○



Inspirierende Stille im
Museum Folkwang.

Quellen der Zitate in der Reihenfolge ihrer Erwähnung:

*Peggy Butz: Leute wie wir. Altenessen, Karnap, Rheinhausen, Marxloh, Bredeney, 2017.
Kanal-HD-Projektion, Farbe, s/w, 2-Kanal-Stereo Sound. **Ausstellungstext im Raum Neue Sachlichkeit, Sammlung Museum Folkwang. Vollständiger Satz: „Sie (die Vertreter der Neuen Sachlichkeit, Anm. d. V.) nutzen romantisch überzeichnete Ausdrucksmittel und entwickeln einen magischen Realismus.“*Annett Gröschner, Autorin.

14:20 Uhr, Recklinghausen Stadtgarten

Esra! Esraaaa!“ Ein Mädchen, klein, die Haare in zwei Zöpfe aufgeteilt, rennt oberhalb des Ruhrfestspielhauses schreiend über die Wiese. Die Zöpfe schwingen freudig im schnellen Trott ihrer kurzen Schritte, ihre Ärmchen stehen ab. „Esra, komm zurück! Ich liebe dich über alles!“ Esra steht hinter einer Baumgruppe – den Blick zur Seite gerichtet, die Arme erst verschrankt, dann herabhängend, eine Choreographie des Abwartens. „Esra! Es tut ihm leid!“, ruft das Mädchen. Hinter ihm geht ein Junge, einen Ball kickend. „Gar nichts tut ihm leid!“, schreit Esra, nun den Rücken zur Kleinen und dem Jungen gewandt. Die beiden bleiben stehen, schauen sich an, die Kleine zuckt mit den Schultern, sagt: „Ach bitte.“ Der Junge rollt mit den Augen: „Na gut.“ Dann gehen sie zur Baumgruppe, verschwinden hinter ihr. Im nächsten Augenblick ist Esra zu sehen, sie kniet im Gras, umarmt das Mädchen. Der Junge kickt seinen Ball. Ein Paar, das in der Mitte der Wiese auf einer Decke liegt – sie die Hand unter seinem Shirt, er die Beine angewinkelt – beobachtet die Szenerie. Als die Kinder verschwunden sind, legt sie ihren Kopf in seine Beuge: los, weiter.

14:31 Uhr

Sonntags im Stadtgarten

Einen ganzen Tag kann man hier verbringen: Im Stadtgarten von Recklinghausen gibt es neben großen Wiesenflächen auch das Ruhrfestspielhaus, einen Tiergarten und eine Sternwarte. Bekannt ist Recklinghausen vor allem als Festspielstadt für internationales Theater, das einmal im Jahr im Mai und Juni stattfindet. Das merkt man dem Süden der Stadt auch an. Der Stadtgarten ist Sonntagsausflugsziel und Kulturort. Seit März 2017 begrüßt ein Schwibbogen, der an die Zeche König Ludwig erinnert, die Parkbesucher*innen. Er wurde nach König Ludwig II., dem Märchenkönig, benannt. Die Zeche spielt eine tragende Rolle in der Entstehungsgeschichte der Ruhrfestspiele: Im Winter 1946/47 sollen Beschäftigte der Zeche Hamburger Theaterleute illegal mit Heizkohle versorgt haben. Zum Dank gab es im darauffolgenden Sommer ein Gastspiel in Recklinghausen – seither werden die Festspiele veranstaltet.

14:57 Uhr, Dortmund Westenhellweg

Wor einem Bekleidungsgeschäft am Westenhellweg hockt ein Mann. Neben ihm: Stromkasten, unter ihm: Isomatte. Er sitzt da öfter, wenn nicht täglich. Jetzt ist Samstag und einiges los in der Innenstadt. Der Westenhellweg wirkt an solchen Tagen wie ein stark befahrener, aber recht kontrolliertes Flussbett. Ab und an ein Rempeln, ein Hallo, geheft noch, genervtes Schauen, verschworenes Lachen – aber wo ist das nicht? Zwischen Taschen und Tüten schlängelt sich ein kleiner Mann hindurch, neben sich schiebt er ein Fahrrad her. An Lenkrad und Gepäckträger sind handbeschriebene Plakate aus Pappe angebracht. Irgendetwas Prophetisches



Eigentlich zeigt das Foto den Ostenhellweg, aber der Westenhellweg liegt am Horizont, und so genau unterscheidet man die Straßenzüge auch nicht.

steht drauf. Er kommt hier auch öfter vorbei. Der Mann neben dem Stromkasten guckt leer. Kennt er schon. Kennt er alles schon. Als ihm aber eine Frau plötzlich ihre Zigarette in die Hand drückt mit den Worten: „Hier, nimm ruhig meine Fluppe. Ich muss mal kurz in den Laden da rein“, schaut er verwundert auf. Er will etwas sagen, aber die Frau ist schon bei den Tops am Eingang des Modeschäfts. Schlaff qualmt die Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger. Der Mann mit dem Fahrrad ruft mal wieder: „Das Ende ist nah!“ 15:04 Uhr ●

Historische Handelsstraße

Im Mittelalter waren der Westen- und der daran anschließende Ostenhellweg Teil der Heer- und Handelsstraße Hellweg, die bereits Karl der Große genutzt haben soll. Damals verliefen die beiden Wege innerhalb der historischen Mauern von Dortmund. Der Westenhellweg ist eine der meist besuchten Einkaufsstraßen in Deutschland.

16:17 Uhr, Essen Grugapark



Beliebte Joggingstrecke:
Der grüne Pfad Richtung
Grugapark, Eingang
Orangerie.

Auf der Treppe zur Orangerie sitzt eine Frau. Sie hat eine große Tasche und die hat sie zwischen den Beinen. Ihr Haar ist windgestärkt, ihre Haltung rund. Sie sitzt gegenüber eines Pfads, der zur Virchowstraße führt. Rechts davon in Richtung Congress Hotel sind Sportfelder angelegt, ganz außen wirft ein Mann sehr kleinen Kindern Fußballbälle zu. Die Kinder stecken in sehr kleinen Vereinstrikots, tragen sehr kleine Fußballschuhe und kicken fleißig, ihre Beine dabei akkurat gestreckt. Aus ihren Bewegungen ergibt sich ein Gleichklang: Das Kinn kippt auf die Brust, der Bauch wird zur Kugel. Wenn Bein und Ball sich getroffen haben, jubeln sie. Auch die Frau auf der Treppe zum Grugapark hebt ihr linkes Bein. Sie schlägt auf den nackten Unterschenkel, sie flucht. Zwei Jogger, die erst konzentriert die roten Schranken des grünen Pfades vor dem Park passieren, schauen die Frau an, dann sich, dann sind sie weg. Es folgen Fahrradfahrer, Spaziergänger, eine Frau mit Kind. Sie steuern auf den Eingang der Orangerie zu. Die Frau auf der Treppe kramt jetzt hektisch in ihrer Tasche.

Sie zieht einen Haufen kleiner Zettel hervor, ruft: „Das wird euch was kosten!“ Ein Mann, der von der Virchowstraße kommend auf die Schranken zugeht, schaut von seinem Smartphone auf, die Stirn in Falten gelegt. Ihm war, als hätte er etwas gehört. 16:29 Uhr ●

Park, Garten, Laufstrecke

Der Grugapark wurde 1927 als botanischer Garten angelegt und ist Tier-, Sport-, Spiel-, Konzert-, Lehr-, Natur-, Kunst- und Grillpark in einem. Das kostet natürlich etwas. Eintrittspreise, Veranstaltungshinweise und vieles mehr sind auf der Webseite des Grugaparks zu finden. Das Naherholungsgebiet ist zentral im Süden von Essen gelegen, der Pfad – vorbei an Congress Hotel und Orangerie – ist beliebte Anwohner-Jogging-Strecke. Wenn man der Virchowstraße folgt, findet man sich im Haumannhofviertel wieder. Dort gibt es Villen, prachtvolle Reihenhäuser, einen Gemeinschaftsgarten und eine Liegewiese. Zum Zeitpunkt meines Besuchs wurden auf einem Zettel an einem Baum vor dem Gemeinschaftsgarten nächtliche Ernte-Diebstähle beklagt.

17:38 Uhr, Mülheim (Ruhr) Hauptbahnhof

Schwer wiegt die Welt im Septemberregen. Eilig klatschen Schritte über den Bahnhofsgrund. Pfützenphonetik und onomatopoetische Abwägbarkeiten; schon der Sommer hat kein Geheimnis daraus gemacht. In der Schleuse zwischen Hauptbahnhof und Einkaufszentrum wird auf die Ausgänge gestarrt. Sichtbare Bedenken. Da jetzt raus? Manch einer wartet. Lehnt sich an die Wand in der Nähe der Tür. Schon stehen in einer Reihe, voneinander abgesetzt: Frauen, Männer. Ihre Blicke sind auf die Smartphones in ihren Händen gerichtet, kaum einer schaut auf. Ihre Gesichter spiegeln die Emotionen eines langen Tages. Vielleicht hier eine Nachricht, da eine Absage. Verhaltensweisen. Öffentliche Zelebration eines In-Sich-Zurückziehens; es regnet in Schüben, und das passt gut. Wieder ein Schwung Feierabendpendler, beladen mit Rucksäcken und Sorgen, auf dem Weg zum Parkplatz. Oder zum Bus.

Ein Mann, schwarz gekleidet, kurzes, blondes Haar, läuft eng an den Menschen an der Wand vorbei. In Höhe der Frau, die als letzte kurz vor dem Ausgang steht, hebt er seine Hand und zieht sie im Vorbeigehen durch die Leere zwischen ihrem Gesicht und ihrem Handy. Die Frau schaut überrascht auf, irritiert folgt ihr Blick der sich entfernenden Hand, dann sieht sie ihn an. Er sagt

etwas Unverständliches, sie lacht, er geht durch die Tür, ist fast um die Ecke, bleibt dann stehen, dreht um, geht ins Bahnhofsgebäude zurück und positioniert sich in einem Abstand vor der Frau, die bereits wieder auf ihr Smartphone schaut.

„Hallo?“, sagt er. Die Frau guckt auf. Er legt den Kopf zur Seite, sagt: „Krass. Du hast wirklich so schöne blaue Augen.“ Die Frau lacht, lauter und voller als zuvor, der Mann lächelt. Dann macht er kehrt, und kommt nicht wieder. Die Frau schaut sich um, steckt ihr Handy in die Jackentasche, löst sich von der Wand, steht gerade. Und ihre Augen, sie funkeln. 17:42 Uhr ●

Ein Ort zum Entdecken

Der Hauptbahnhof in Mülheim an der Ruhr ist ein seltsames Konstrukt. Man kommt an, und findet den Haupteingang nicht. Man folgt dem Strom der Pendler*innen und Reisenden, die auf das direkt anschließende Einkaufszentrum zu gehen, und man merkt erst gar nicht, dass man sich mit jedem Schritt aus dem Bahnhof entfernt, aber in eine Richtung, in die man eigentlich gar nicht will. Der Mülheimer Bahnhof war wohl schon immer klein, unscheinbar fast. Seine Bahnhofsgeschichte ist eine traditionelle. Da nun aber im Verlaufen auch das Entdecken liegt, ist der Mülheimer Bahnhof ein wunderbarer Ort für Entdecker*innen.

Regentage.
Oder:
Mülheimer Romantik.



Ein Busfenster mit
KFZ-Kennzeichen für „Bang
Boom Bang“-Kenner*innen.



17:55 Uhr, „Bang Boom Bang“

Saatkrähen picken in einem Wohngebiet vor einer angefressen wirkenden Mauer Moos aus dem Boden. Hinter der etwa zwei Meter hohen Mauer mit abschließbarem Tor stehen zwei Dutzend Männer. Ordentlich aufgereiht pinkeln sie ins wildernde Gras. Grau aufragende Pfosten in der Mitte der Brachfläche komplementieren das Bild. Die Abendsonne zeichnet den Horizont weich. Blickt man nicht zu konzentriert in die Ferne, ist die Weite ganz nah.

„Das hier ist der Sportplatz“, sagt ein Mann, der ein T-Shirt mit der Aufschrift „Bang Boom Bang“ trägt. Er hält ein laminiertes Foto nach oben, auf dem eine Tribüne und ein Fußballplatz abgebildet sind. „Uh, klasse!“, ist aus den Männerreihen zu hören. Dazu Nicken, anerkennende Blicke über Brennesselansammlungen. Es folgen erhobene Zeigefinger: „Da muss Til Schweiger entlang gejockelt sein.“ Und vor der Brust verschränkte Arme, kombiniert mit breitem Stand: „Ja nee, is klar.“

Es folgen erhobene Zeigefinger: „Da muss Til Schweiger entlang gejockelt sein.“ Und vor der Brust verschränkte Arme, kombiniert mit breitem Stand: „Ja nee, is klar.“

Dann hat man sich satt gesehen. Es gibt noch weitere Sehenswürdigkeiten. Die Saatkrähen gucken von unten, ihre grauweißen Schnäbel erzählen eine andere Geschichte. 18:06 Uhr

Kultfilm im Pott

2011 war die Bustour noch ein Gag auf einem Junggesellenabschied. Dann kam das Interesse außerhalb des Bekanntenkreises. Seitdem bietet der Veranstalter von „Bang Boom Bang – Die Tour“ in regelmäßigen Abständen Fahrten zu den original Drehorten des Kultfilms „Bang Boom Bang – Ein todssicheres Ding“ (1999) an. In Unna und Dortmund kann man so neben dem Sportplatz auch Keeks Haus, „Franky's Video Power“, Schluckes Fundort, den Flughafen und die Pferderennbahn besichtigen. Dass es die meisten Drehorte so nicht mehr gibt, ist auch Teil des Kults um den Film von Regisseur Peter Thorwarth.

18:58 Uhr, Volksstern- warte Herne



Auf dem Hof der Volkssternwarte Herne verbleichen rund die 12, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 und 11. In der Mitte des Kreises befindet sich eine Skala, ein Mann orientiert sich an ihr. Mit der Sonne im Rücken richtet er sich und seinen Schatten aus. „Es müsste jetzt kurz vor 7 sein“, sagt er nach einem kurzen Blick über die Schulter. Es ist 18:58 Uhr. Die Türen und die Luke der Beobachtungskuppel der Sternwarte stehen offen. Aus der Kuppel ragen das Ende einer Leiter und ein Kopf hervor, ein anderer geht mit einem Rechen voll mit Grünabfällen über den Hof. Ein weiterer beugt sich im Hof über ein Teleskop, sagt plötzlich: „Ah, da! Ein Sonnenfleck. Und was für einer!“ Dann wird der Himmel milchig und ein neues Beobachtungsobjekt gesucht. Der Mann mit der Uhrzeit wird auf der Spitze des Schornsteins eines stillgelegten Kohlekraftwerks unweit der Sternwarte fündig. Ein Wanderfalke sitzt auf einem Metallgerüst. Er ist mit dem Teleskop zu sehen, mit dem zuvor der Sonnenfleck entdeckt wurde. Der Falke steht auf dem Kopf, der Falke schreit. „Wir hatten auch schon einen, der

ist von Astronomie auf Ornithologie gekommen. Hatte halt mehr Vögel beobachten können als Sterne und Himmelskörper“, sagt der Mann mit der Sonnenuhr. Um heute noch Himmelskörper sehen zu können, müsste man sich ins Planetarium setzen. Das geht dann auch. Und am Ende, am Ende hat man Sterne in den Augen. 19:45 Uhr ☺

Kein Mond in Wanne-Eickel

Es gibt diesen Schlager. „Der Mond von Wanne-Eickel“ aus dem Jahr 1962 von Friedel Hensch. Die seit 1975 etwas widerwillig zu Herne gehörende, ehemalige Großstadt identifiziert sich so sehr mit diesem Tango, dass sie nicht nur Besitzerin eines 2131 Hektar großen Grundstückes auf dem Mond ist, sondern auch jede*n Besucher*in am Bahnhof und in der Innenstadt mit dem Schild „Willkommen auf dem Mond“ begrüßt. Ein Volkstheater mit dem Namen „Mondpalast“ komplementiert die Mond-Kampagne.

Dass in Wanne-Süd seit 1991 die Volkssternwarte Herne angesiedelt ist, passt da gut ins Bild. Die vom Verein „Astronomische Arbeitsgemeinschaft Wanne-Eickel/Herne“ ehrenamtlich betriebene Sternwarte lädt regelmäßig Interessierte zu Beobachtungsabenden ein. Beobachtet wird alles, was Himmel und Wetterlage hergeben – in den Wintermonaten ist dafür die passende Saison. Bei meinem Besuch konnte ich Sonnenflecken, die Aura der Sonne, Baumkronenblätter und den Wanderfalken betrachten. Nur der Mond, der sich an dem Tag eigentlich zur Partiellen Mondfinsternis zeigen sollte, war nicht zu sehen.

21:51 Uhr, Essen PACT Zollverein

In den Mulden liegen Seifenreste, fein drapiert für Staunende. Sauberkeit als sinnliches Moment, weißkachelige Emotionen – ein Ort für Menschen ohne Makel, weiche Haut und fließende Bewegungen. Im Aufführungssaal wird Kontrast gewollt: absolute Dunkelheit, bizarre Schreie, Reenactement am fremden Leib. Eine Verlausnung des Körpers, des Frauseins, der Witz damit und Brüste, die, schmerhaft rotierend, Bezüge aushebeln wollen – aber so ganz gelingt es nicht; selbst darin sind die Menschen schön.

Der Weg nach draußen wird fast zur Flucht, eine Flucht aus dem ästhetisch Perfekten, aus der weißfarbig strahlenden Reinheit. Einkacheln könnte man sich hier, der Wille ist stark, die Umgebung natürlich – aber man selbst? Schweiß, Schmutz, schwarze Gedanken. Was auf der Bühne heraufbeschworen werden wollte, wird nie wirklich ankommen in dieser Welt, nur noch namentlich bekannt als Waschkaue. Die Reinkarnation ist bereits vollzogen, egal, wie oft Canaille gerufen wird.

Wie traurig das Aufatmen nach dem Verlassen dieses Ortes, die unbedingte Suche nach dem alltäglichen Kontrast. Der auch eintritt, unmittelbar: In einem matt-grauen BMW vor dem Eingang sitzt ein Mann, der bei heruntergelassenem Fenster Clubmusik hört, dabei nervös mit dem

Kopf wippt, während – filmisch perfekt – weitere sechs Männer um die Ecke kommen, Bauarbeiterhelme und Sicherheitswesten tragen, und an dem fein gekleideten Premierenpublikum vorbeigehen. Niemand schaut, jeder ist für sich in seiner Gruppe und doch berühren sie einander. Das ist Schönheit.
21:58 Uhr ●

Performance in der Waschkaue

Umkleide- und Waschraum auf einer Zeche, das bedeutet der Begriff „Waschkaue“. In der Regel besteht eine Waschkaue aus zwei etwa gleich großen Räumen, der Weißkaue und der Schwarzkause. In der Weißkaue kam die Straßenkleidung der Bergleute unter, in der Schwarzkause die Arbeitskleidung. Entsprechend kann man sich den Sauberkeitsgrad der Körper der Bergleute (vor der Schicht, nach der Schicht) vorstellen.

Seit Anfang der 1990er Jahre wird die ehemalige Waschkaue der Zeche Zollverein als Aufführungsort für zeitgenössischen Tanz genutzt. Es ist das choreographische Zentrum NRWs, und das merkt man auch. Toller Ort, tolle Atmosphäre – und gute Stücke. Bei meinem Besuch habe ich die Uraufführung aus der Monument-Reihe von Eszter Salamon gesehen: „Monument 0.5: The Valeska Gert Monument“, eine historisch-empirische Aufarbeitung des Lebens der avantgardistischen Tänzerin und Kabarettistin Valeska Gert (1892–1978).

22:13 Uhr, Dortmund Kaiserstraße



Das Kaiserviertel bei Nacht, kurz nachdem die drei Fahrradfahrer aus dem Blickfeld verschwanden.

Die Ampeln stehen auf Rot am Ostenhellweg. Zu dieser Uhrzeit zeigt sich der Schwanenwall groß und leer. Auf der anderen Seite der Kreuzung wird das querformatige, über der Kaiserstraße angebrachte Schild „Gut leben und einkaufen – Kaiserviertel – Dortmund“ warm beleuchtet. Noch sind es 20 Grad Celsius, ab und an ist das Geräusch von rückenden Stühlen zu hören. Dazu: klirrendes Glas, tiefe Stimmen, sanftes Gelächter.

„Die Welt soll ein Schaufenster sein / doch ich laufe nur daran vorbei“ hallt es aus der Innenstadt. Zwei Fahrradfahrer nähern sich der nach wie vor roten Ampel am Ostenhellweg. Der eine ist erkennbar hell gekleidet – helle Shorts, helles Shirt, graues Basecap. Der andere trägt das gleiche in schwarz, in seiner Hosentasche spielt die Musik. „Alles kann man kaufen, außer Lebenszeit / Alles wiederholt sich, außer 'ne Gelegenheit.“ Beide Männer sitzen auf Mountainbikes. Mit den dicken Reifen hüpfen sie ungeduldig auf und ab. Eine Frau auf einem Hollandrad hält vor der Ampel, schaut ihr entgegen, wird vom Schein rosé-rot.

Der in schwarz gekleidete Fahrer dreht jetzt Kreise auf der Fahrbahn. Die Frau legt die Stirn

in Falten, sie hat die Lenker ihres Fahrrades fest im Griff. Ihr Blick weiterhin: starr ampelgerichtet. Die beiden Männer nehmen keine Notiz von ihr. Als es grün wird, müssen sich alle drei kurz besinnen: Es geht weiter, jetzt. Sie treten in die Gänge, die Männer nehmen Fahrt auf. Unter dem Kaiserviertel-Schild sagt der Hellgekleidete so etwas, wie: „Geile Stimmung“. Der andere reagiert nicht. Seine Hose tönt: „Unterschätzt nie die Kraft, die der Zufall hat / Du denkst viel zu lang, viel zu lang nach – Zug verpasst.“* Die Frau biegt an der Hohenzollernstraße rechts ab. 22:15 Uhr ☺

Außerhalb des Walls

Am Ende des Ostenhellwegs verlängert sich die Innenstadt von Dortmund um die Kaiserstraße. Cafés, Boutiquen, Altbauten und grüne Ecken: Das Kaiserviertel ist neben dem Kreuzviertel ein beliebter, innenstadtnaher Wohnort. Außerhalb der ehemaligen Wallanlage angesiedelt, ließen sich hier zu Zeiten der Industrialisierung viele Unternehmerfamilien nieder. Heute ist das Viertel Einkaufs- und Flaniermeile.

*Die zitierten Zeilen stammen aus dem Lied „Schaufenster“ (Album „Ghost“, 2016) des Hip-Hop- und Rap-Musikers RAF Camora.

Wie Kiezgrößen entstehen – eine Gebrauchsanweisung

Nimm ein Viertel, nicht groß. Ein Viertel kann schon eine Straße sein. Das ist legitim, ist mir mehrfach untergekommen. Wer das Ziel hat, schnell Bekanntheit zu erlangen, der suche sich am besten ein Ein-Straßen-Viertel. In der Straße sollte man aber nicht wohnen. Man hat ja nicht immer Muße, erkannt zu werden. Eine Wohnung in einer Nebenstraße ist oft günstiger und verstärkt das Mysterium um einen selbst (wo wohnt er/sie bloß?) und damit – natürlich – den Bekanntheitsgrad.

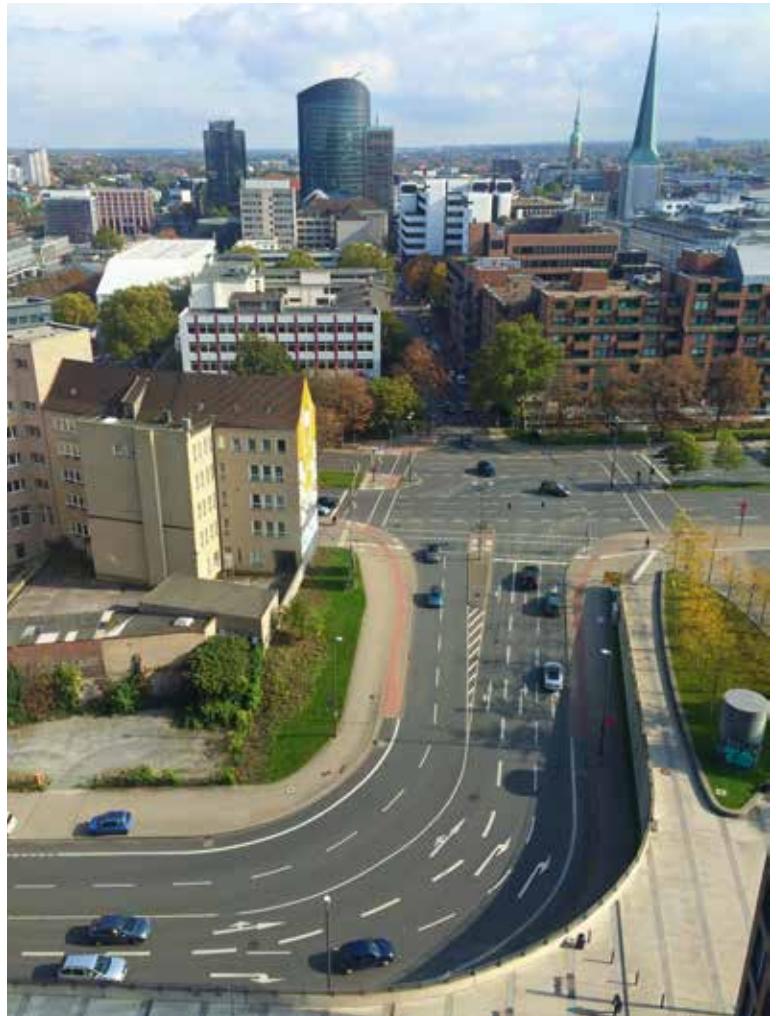
Wichtig ist es, so schnell wie möglich andere Kiezgrößen ausfindig zu machen. Den Kontakt sollte man nicht scheuen, es geht um alles. Und dann geht es auch erst mal so: Andocken, integrieren, absorbieren lassen. Dabei sein, also oft. Sich aber auch rar machen. Nicht zu oft, aber oft. Empfehlenswert ist es, sich in zeitlichen Schüben zu zeigen: mal eine Woche täglich, dann wieder der Tage nicht mehr. Zu Veranstaltungen oder Kneipeneinladungen erst auftauchen, wenn die anderen bereits angeheizt, aber noch nicht allzu betrunken sind. So entstehen Freundschaften, das hat etwas mit Spatien zu tun. Das ist lateinisch und bedeutet Zwischenräume. Kommt nicht von

mir, hab ich mir von einem Freund geliehen. Was den Sympathiewert erhöht: Wortschatz des anderen annehmen. Aber: nicht alles. Gerne auch mal ironisch brechen, nicht übertreiben. Gleches gilt für das Angehen gemeinsamer Projekte: Entgegenkommen, zum Teil. Dann klar formulieren, was man will. Dann machen.

Für den Nervenkitzel und vor allem für den eigenen Spaß: Improvisationsmomente zulassen. Nicht alles durchdenken, nicht alles verplanen. Dinge passieren lassen. Vom Hörensagen leben, das kommt dann schon.

Die anderen Kiezgrößen nicht verdrängen. Man lebt in friedlicher Koexistenz, eine Unterscheidung in den Künsten ist zu empfehlen. Nicht das gleiche machen wie die etablierte Größe. Was auch immer die jeweilige Kiezgröße so Besonderes kann, das kann nämlich alles sein. Von der Marke „verkannter Musiker“ über „verkannter Kunstlehrerkünstler“ bis hin zum Viertel-Juristen, der aussieht wie ein französischer Schauspieler und auch so guckt und der auch noch genauso leger über die Straße läuft in seiner ockerfarbenen Bluson-Jacke und diesem melancholisch-kecken

Das Foto entstand auf dem Dach des Kulturzentrums Dortmund U, es zeigt die Innenstadt von Dortmund. In dieser Stadt habe ich vier Monate lang gelebt und von hier aus das Ruhrgebiet bereist. Jetzt ist es an der Zeit, ein neues „Viertel“ zu finden.



Ausdruck in den Augen und seinen Haaren und... nun gut.

Man sollte in jedem Fall genau beobachten und dann: was zusammen machen. Funktioniert nicht immer mit dem Wunschkandidaten, aber man sollte am Anfang nicht wählerisch sein. Das gleiche gilt für Straßen-Bekanntschaften: Alle Menschen grüßen, die man kennt und die im Viertel an einem vorbeilaufen. Kurz quatschen. Drei Minuten maximal, dann weiter.

Das alles durchziehen für eine Zeit x, dann aber auch wissen, dass man gehen muss. Auch, wenn es schwer fällt. Sehr schwer. Zum Heulen schwer.

Je Viertel schaffen es immer nur ein bis zwei Kiezgrößen auf Dauer. Man kann davon ausgehen: Man selbst ist es nicht. Deswegen: fluktuieren, andere Viertel finden. Noch mal von vorne anfangen.

Bis dahin eigene Erfolge wie folgt feiern:
den Kleidungsstil ändern, leicht aber nur. Bloß nicht zu viel. Das gleiche bei Bewegungsabläufen, Mimik und Gestik. Menschen in die Augen schauen. Scham ablegen. Draußen essen. Alleine unterwegs sein. Promenieren, im wörtlichen Sinn. Lesen. Schweigen.

Und: sich in Ruhe anschauen lassen. ●



Kulturregion Sauerland: Mehr als Wald und Wiesen

09



KULTURREGION SAUERLAND

Ob ein paar Sauerländer nach vier Monaten dieser punktuellen Berichterstattung und subjektiven Schreiberei ihre Region ganz anders sehen? Ob Leute, die noch nie im Sauerland waren, wegen meiner Texte herkommen – nun, bestimmt nicht.

Das wäre vermassen.

In meinem Städtchen aus Fachwerk,
mit einem bisschen Tourismus,
Landwirtschaft, sieht es okay aus,
denn es gibt den „Schnadegang“.
Schon ein paar hundert Jahre.

Als mir jemand neulich erzählte, dem Tourismus hier gehe es gut, es gäbe nämlich immer mehr Leute, die nicht mehr 600 km bis nach Sylt führen, sondern lieber ins Sauerland kämen, hielt ich das für durchaus möglich.

Schreiber für die Kulturregion Sauerland: **Christian Caravante** (*1971), Studium Politik in Bonn, Berlin und Seattle USA. Freier Autor, Journalist, Social Media Manager, Dozent für DaF und Kreatives Schreiben sowie Redakteur von Online- und Print-Magazinen, Blogs und Webseiten. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, Finale des Open Mike Literaturwettbewerbs Berlin, Literaturpreis Ruhr, Verheiratet, 3 Kinder. Film & Foto, Jazz & Japantattoos, Bücher & Berge.

Als Autor suchte er den Zufall und das Dazwischen in der stabil wirkenden Region Sauerland.



Heimat festhalten

„Wir, die Überlebenden, sehen alles von oben herunter,
sehen alles zugleich und wissen dennoch nicht, wie es war.“
W.G. Sebald, Ringe des Saturn

Bremse ziehen, rechts ran, was ist das denn bitte? Etwas oberhalb der Straße, ein gigantischer, sicher 30 Meter hoher und 100 Meter breiter Schieferhaufen. Nein, vielmehr ein enormer Schieferschuttberg, wie die Ruine einer antiken Hügelgrabstätte, schwarz und glänzend. Im Sauerland wartet weiter hinter jeder zehnten Kurve eine Überraschung. Ich bin auf dem Weg ins Städtchen Holthausen zum „Westfälischen Schieferbergbau- und Heimatmuseum“.

Das Museum in Holthausen – ich gestehe – ist das erste deutsche Heimatmuseum meines Lebens. Heimatmuseum – das klang für mich immer pfeifig und provinziell. Bei mir kam immer Fernweh, nie Heimweh auf. Heimatmuseum, ob an der Nordsee, im Schwarzwald oder Sauerland, ist das nicht konzeptionsloser, konservativer Kirmskram mit handgeschriebenen Hinweisschildern?

Heimatmuseum bedeutete bisher für mich den Versuch, etwas zu konservieren, das lebt. Außerdem: Heimat ist individuell und nicht kollektiv.

Bei mir kam immer Fernweh, nie Heimweh auf. Heimatmuseum, ob an der Nordsee, im Schwarzwald oder Sauerland, ist das nicht konzeptionsloser, konservativer Kirmskram mit handgeschriebenen Hinweisschildern?

Sie besteht aus Erinnerungen und Gefühlen, Gerüchen und Familientraditionen, aus immer wieder erzählten Geschichten und nostalgischen Anwandlungen.

Heimatmuseum dagegen bedeutet Alltagsobjekte meist namenloser Besitzer in Schaukästen mit einer zusammenhängenden Erzählung zu versehen und zu behaupten: So ist das hier.

Die Menschen, die Geschichte machen und Geschichte sind, verschwinden hinter Gegenständen, die alles und deshalb nichts bedeuten können. Ein Hammer, eine Schürze, ein Kruzifix, eine Stickerei, ein Geweih – was erzählen die als Haufen von Zeug auf einem Flohmarkt, was auf Omas Dachboden? Und was bedeuten sie im Heimatmuseum? Und wo sind darin die Menschen, die jeden Tag vor die Tür gehen, gut gelaunt, mies drauf, vorfreudig, traurig, gestresst, allein, mit Absichten und Unzulänglichkeiten?

Dem Betreten der Räume, ich kann es nicht anders sagen, folgte sehr bald meine Bekehrung, mein Sturz vom Pferd vor Damaskus. Ich bin schon im dritten Raum hellwach und begeistert. Weil sich hier alles auf alles türmt und etwas Wahres erzählt.

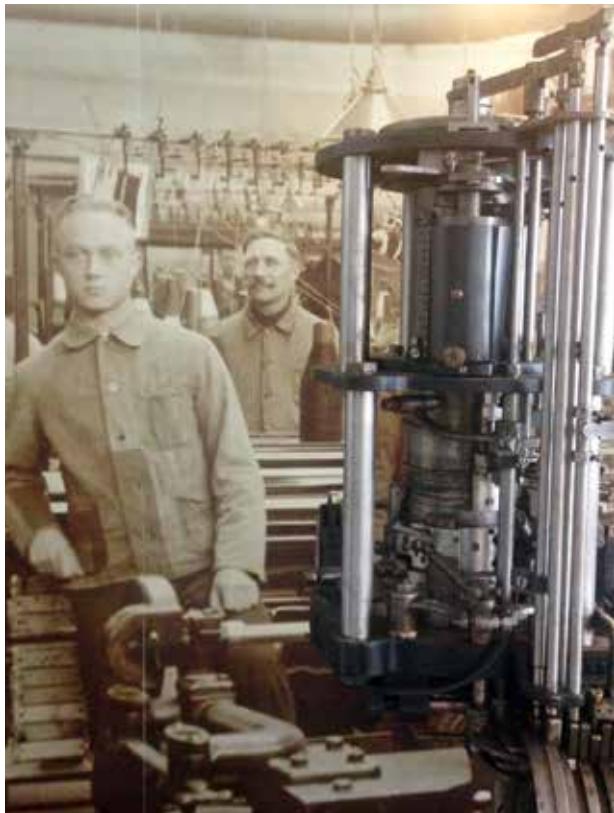
Der Rundgang beginnt recht unvermittelt mit Reliefs des Sauerländer Bildhauers Eugen Senge-Platten, führt über eine Holzstiege hinauf in Räume, wo in großen Glaskästen, vor Fototapete



drapiert, ausgestopfte Tiere aus Wald, Wiese und Himmel erstarrt sind. In einer Ecke grobe Holzskulpturen, in einer anderen bunt bemalte Fensterläden mit der Geschichte einer Sauerländer Mörderin. Weiter geht es in Räume, die komplett Werkstätten von Schuhmachern, Druckern und dem untergegangen Handwerk des Stellmachers beherbergen, von Strickindustrie und Bergbau. Dazwischen mal Fotos, mal Leuchtkästen, mal Vitrinen mit Arrangements zu Tabak, zur Auswanderung in die USA oder zur „Holzwurst“. Kleine Kabinette mit bäuerlicher Stubeneinrichtung und Totengedenkbildern eines kleinen Mädchens, daneben Urkunden von Dorfwettbewerben, Hinweisschilder und am Ende noch große, schöne Räume voller Malerei. Moderne Malerei. Kunst. Was eine Mixtur.

Das Museum erzählt immer auch von der Welt, vom Leben, wenn es von sich selbst erzählt.

Einzelnen ist das ohne Zusammenhang, in der ganzen Sammlung aber gewinnt man den Eindruck, all das sei aus einer großen Erzählung entnommen. Fragmentierte, parallelaufende Erzählungen, durch winzige, höchstens erahnbare Linien verknüpfte Momente oder Artefakte. Man spürt Zusammenhänge. Das Museum erzählt immer auch von der Welt, vom Leben, wenn es von sich selbst erzählt. Das ganze vollgestellte Haus erzählt im Grunde von der Unmöglichkeit, das



„Erinnerung“ ist eben ein kreativer Prozess – ohne Anspruch auf Korrektheit, Vollständigkeit oder wissenschaftliche Nüchternheit.

Leben zu zeigen, wie es ist – oder war. Aber gerade in dieser Vergeblichkeit, die durch die schiere Masse an Objekten und Themen noch deutlicher wird, liegt auch die Kraft. Das sind Rufe aus der Vergangenheit – mal berührend, manchmal nichts sagend, immer ein bisschen rätselhaft. So kann ich Heimat glauben. Weil so das Leben ist.

Jeder Weg zwischen zwei Räumen kurbelt an der eigenen Fantasiemaschine: Wer waren F. C. Selz und A. J. Wendler, zwei Sauerländer USA-Auswanderer im 19. Jahrhundert, deren Namen allein schon für einen Thomas Pynchon Roman reichten. Die Fotos aus ihrem Saloon in Canyon City faszinieren mich. Wer war die kleine Elisabeth Schrewe, die nur zwei Jahre alt wurde Anfang des letzten Jahrhunderts, und wer hätte sie sein können? Ihr Totengedenktäfelchen trifft mich ins Herz. Was aus der Strickwaren-Fabrik Solomon Stern ab 1936 wurde, ist dagegen bekannt, wenn auch in diesem Museum leider nicht erzählt. Den ausbeuterischen Teil des ohnehin hinreichend widerlichen Nationalsozialismus gab es auch im Sauerland.

Ich verliere mich bald in den sich immer wieder auftuenden Räumen und Kabinetten, es geht Treppen hinauf und hinab, ich schreibe, fotografiere, erinnere mich an Besuche im Sauerland als Kind, an Geschichten von den Großeltern, meinen Eltern, denke an Bücher, Filme und Gegenstände und Ereignisse aus meinem eigenen Leben – obwohl ich ja im Sauerland nie gelebt habe. Paradox. „Erinnerung“ ist eben ein kreativer Prozess – ohne Anspruch auf Korrektheit, Vollständigkeit oder wissenschaftliche Nüchternheit.

Und dann werde ich nur durch Zufall nicht im Haus eingeschlossen – was vielleicht das größte Abenteuer als Sauerlandschreiber hätte werden können. Nachts im Museum, wenn ja bekanntlich die Objekte zu Leben erwachen. Das wurde allein deshalb verhindert, weil der einzige Mitarbeiter des Hauses beim Lichtausmachen um 17 Uhr meine Schritte im Obergeschoss hörte und erschrak. ●

Der Ort, der Sauerland ist

Brunskappel: Dieses Dorf im Hochsauerlandkreis hat alles. Alles jedenfalls, was nach vier Monaten Sauerlandschreiberei für mich diese Region ausmacht. So läge das Dorf zum Beispiel ohne die immer wieder behauptete Sauerländer Sturheit heute am Grunde eines Stautees. Eine erstaunliche Überlebensgeschichte. Lage, Look und Geschichte geben dem Ort eine geheimnisvolle und zugleich vertraute Aura – wie in einem Agatha Christie Krimi oder einem von Firnis verdunkelten Landschaftsgemälde.

Aber auch die Dorffehde zwischen zwei Sägewerksbesitzern und die scheinbar nicht aufzuhaltende Schrumpfung gehören ins Bild. Und das zwischen Fachwerk und dunklen Holzverschlügen bizar überdimensioniert wirkende Schloss am Ortseingang, Ausdruck alter Feudalzeiten. Es war dazu bis vor ein paar Jahren in der Hand des „Feinds“, der das Dorf zerstören wollte. Dabei hätten die zwei kauernden Löwen (Schafe? Hunde?) am Tor zum Schloss Wildenberg sicher auch unter Wasser toll ausgesehen.

Der kleine Ort im Negertal besteht zum Teil aus 300 Jahre alten Fachwerkhäusern, ist umgeben von Wald, Feldern und Weihnachtsbaumschulen und hat überhaupt sehr viel Sauerländer Geschichte hinter sich.

Von Deutschlands angeblich ältester, der so genannten „1000-jährigen Eiche“ (die in Wahrheit wohl 300 – 500 Jahre alt ist) in Brunskappel, sind heute wegen einer Baumkrankheit auch nur noch Reste übrig. Ein schlechtes Omen für das schrumpfende Dorf, das selbst durch Sturheit diesmal kaum noch zu retten scheint.

Mein ganzes Sauerland verdichtet

Zunächst mal ist die Einfahrt ins Dorf eine Linkskurve und unterstützt damit meine irre Theorie, mit der der Sauerlandaufenthalt und meine Motorradfahrerei im ersten Text zusammenkommen. Mitten im Dorf führt außerdem eine kleine Straße eng und kurvig den Berg hinauf Richtung Elpe und lässt mich jedes Mal freudig grinsen beim Hinaufknattern. Schon mal zwei Dinge, die für mich „Sauerland to love“ sind.

Der kleine Ort im Negertal besteht zum Teil aus 300 Jahre alten Fachwerkhäusern, ist umgeben von Wald, Feldern und Weihnachtsbaumschulen und hat überhaupt sehr viel Sauerländer Geschichte hinter sich: Brunskappel ist wie die Eiche nominal über 1000 Jahre alt: Erzbischof Bruno von Köln stiftete hier, am Bächlein Neger, zwischen Winterberg und Olsberg, vor über 1000 Jahren eine Kapelle, die (viel) später namensgebend für die Siedlung wurde. Da haben wir, tiefgründig, das Katholische in der Einöde, das so lang bestimmt war fürs Sauerland.

In der großen Kirche des Dorfs erfüllt eine 250 Jahre alte Barockorgel den Raum mit Musik und



Und das zwischen Fachwerk und dunklen Holzverschlägen bizarr überdimensioniert wirkende Schloss am Ortseingang, Ausdruck alter Feudalzeiten. Es war dazu bis vor ein paar Jahren in der Hand des „Feinds“, der das Dorf zerstören wollte. Dabei hätten die zwei kauernden Löwen (Schafe? Hunde?) am Tor zum Schloss Wildenberg sicher auch unter Wasser toll ausgesehen.

erinnert mich an den Film „Schlafes Bruder“: ein Bauernjunge als unerkanntes Musikgenie des 19. Jahrhunderts. Das hätte in der Abgeschiedenheit und walddunklen Talwelt des Sauerlands auch passieren können.

Allmählicher Aderlass

Heute hat Brunskappel die gleichen Sorgen, wie viele kleine Orte der Region: Es gibt keine Kneipe, keinen Arzt, kein Café, keinen Bäcker, keinen Metzger, keine Schule. Von den vor 30 Jahren im Kampf gegen die Talsperre vereinten und später entzweien 400 Einwohnern sind heute noch rund 250 übrig. Am Ortsende, direkt an der vielbefahrenen Straße durchs Tal, stehen einige Häuser leer.

Weiter hinten, wo sich das Tal weitet und einen schönen flachen Seegrund hergegeben hätte, spielen an einem sonnigen Sonntag nur drei Kinder neben der plätschernden Neger Fußball. Trotzdem gibt es natürlich eine Schützenbruderschaft und Schützenhalle, auch einen Dorfverein und eine freiwillig Feuerwehr. Es gibt sogar jemanden, der Kunst macht, jedenfalls prangt „Galerie“ an einem Nebengebäude des Schlosses. Davor stehen Steine mit eingearbeiteten Kristallen oder Metallteilen.

Es gibt sie doch, die sagenhafte Sturheit

Dass man heute noch durch Brunskappel schlendern kann, über die kleine Brücke über die Neger, in die Kirche, um die Orgel zu sehen, den Hang hinauf zu den Höfen, zur Schützenhalle, ist zweifelsohne der immer wieder behaupteten Sauerländer Sturheit geschuldet.

Die Geschichte um die Talsperre ist faszinierend. Damals berichteten von Spiegel über Die Zeit viele überregionale Medien darüber: Der Kampf des kleinen Dorfs gegen den Regierungspräsidenten, die Landesregierung und den Ruhtalsperrenverein (RTV) in Essen. Er dauerte zehn Jahre, von 1974 bis 1984. 400 Dörfler im Tal gegen die

Die Geschichte um die Talsperre ist faszinierend. Damals berichteten von Spiegel über Die Zeit viele überregionale Medien darüber: Der Kampf des kleinen Dorfs gegen den Regierungspräsidenten, die Landesregierung und den Ruhtalsperrenverein.

Politik und Verwaltung und Gerichte sowie 600.000 Menschen und die Industrie im Ruhrgebiet, die mit dem Talsperrenwasser hätten versorgt werden sollen.

In dem langen, bitteren Kampf zerbrach aber auch das Dorf in zwei Hälften: Diejenigen, die ob der scheinbar immer geringeren Chancen, das Dorf zu retten, den Streitereien im Dorf und der nicht endenden Ungewissheit ihre Häuser irgendwann für gutes Geld an den RTV verkauften, und denjenigen, die weiter kämpfen wollten – Planfeststellungsverfahren, 50 Millionen investierten DM vom RTV, Landesentwicklungsplan und beginnenden Vorarbeiten zum Trotz.

Bald gab es eine Bürgerinitiative für die Talsperre und eine dagegen, es gab Anfeindungen, Straßenseiten wurde gewechselt, bei bestimmten Leuten nicht mehr gekauft, Begriffe wie „Dorfverräter“ vergifteten das Zusammenleben, es wurde nicht mehr miteinander gesprochen, aber Flugblätter gedruckt. Wer diese Stimmung über Jahre in einem 400 Seelenort ohne Blessuren übersteht, hat ein gesundes Selbstbewusstsein – oder kein Herz. Sogar der Pfarrer, der die Gemeinde mehr als 20 Jahre lang betreut hatte, konnte den Streit im Dorf nicht mehr ertragen und verließ eines Nachts Brunskappel ohne sich nochmals umzusehen.

Das Dorf und der Untergang

Diese Dorfgemeinschaft, die in Essen, Arnsberg und Düsseldorf so lässig weggeplant wurde, schien also auch ohne Talsperre unterzugehen. Ende 1983, trotz laufender Verfahren und Einsprüche, fuhren Planierraupen auf. Am Nordausgang des Dorfes schoben sie rund 40.000 Kubikmeter Mutterboden zu einem Probedamm zusammen. Dann 1984 die Sensation: Das Oberverwaltungsgerichts in Münster entschied in einem Revisionsverfahren, dass die Negertalsperre nicht gebaut werden darf. Und auch die Revision dagegen wurde vom Bundesverwaltungsgericht zurückgewiesen. Im Dorf wehten jedes Mal die Fahnen des Schützenvereins, die Glocken wurden geläutet.

Am Ende hatten Form- und Planungsfehler und der Starrsinn einiger Dörfler zur Rettung geführt. Scheinbar. Denn der RTV pokerte und drängte noch jahrelang weiter, plante offenbar nach einer Schonfrist mit der Umsetzung erneut zu beginnen. Noch bis 2005 betrieb er „Standortsicherung“ in Brunskappel und begann erst dann, Grundstücke im Dorf wieder zu verkaufen. Ein erstaunlich ausdauerndes und zugleich selbstherrliches und die Gemeinschaft zersetzendes Verhalten durch einen öffentlich-rechtlichen Betrieb unter der Aufsicht des Landes NRW. Hier in Brunskappel, reines CDU Land, sind jedenfalls damals die ersten Wutbürger zur Welt gekommen, nicht in Stuttgart am Bahnhof.

Schloss und Mensch

Das bereits erwähnte Schloss, der Prunkbau neben der Neger gleich am Eingang zum Dorf, spielt in diesem Drama auch eine Rolle. Das Schloss Wildenberg hat einige hundert Jahre Geschichte, Abriss, Umbau und Brand, dann Neubau 1907 hinter sich. Heute wirkt es eher wie ein Herrenhaus aus einem Krimi. Es wirkt hinter dem großen Tor ein wenig verloren und vernachlässigt, ist aber ein

Hingucker, wenn man wie ich durch 80 oder 100 Dörfer der Region gekommen ist, in denen das größte Gebäude immer die Kirche ist.

Eigentümer dieses Monolithen war bis vor ein paar Jahren der verhasste Ruhrverband. Jene Institution, die sich 30 Jahre dem Untergang Brunskappels widmete. Wie ist es dazu gekommen? Dem letzten Wildenberg der 1970er Jahre stand, nach einigen 100 Jahren Familiengeschichte im Ort, finanziell das Wasser bis zum Hals. Da kam der Plan des Ruhrtalsperrenvereins (heute Ruhrverband), eine Talsperre zu bauen und Brunskappel im Stausee versinken zu lassen, gelegen.

Und obwohl Schlosseigentümer Schäfer-Wildenberg sich im Dorf als Vorkämpfer für den Erhalt des Dorfs gab, verkaufte er im zehnten Jahr des Kampfes, 1984, nur eine Stunde vor der endgültigen Gerichtsentscheidung über die Talsperre, für einen zweistelligen Millionenbetrag seinen gesamten Besitz an den Ruhrverband. „Eine Stunde! Die wussten, wie das ausgehen würde. Das ist der eigentliche Skandal“, sagt einer im Dorf.

Seit ein paar Jahren ist das Schloss wieder in Privatbesitz, wenn auch nicht in der Hand derer von Wildenberg: Der alte Schäfer-Wildenberg kehrte auch nach dem Aus für die Negertalsperre nicht nach Brunskappel zurück, spekulierte angeblich mit Kakao, tätigte einige fehlschlagende Investments und verstarb vor wenigen Jahren offenbar völlig verarmt.

Ein Wald von Geschichten

Eine weitere Geschichte, über die ich stolperte, ist die von den zwei Sägewerksbesitzern, deren Konkurrenz über die Jahre zu Hass gerann. Zwei Feinde wie in einem Shakespeare Stück oder bei Dallas. Der eine ein erbitterter Gegner der Talsperre, der andere ein klassischer Kriegsgewinner. Der eine heute tot, sein Sägewerk in Konkurs gegangen, der andere reich und mit hochmodernem

„Noch heute, wenn eine Kleinigkeit vorfällt, brechen die alten Fronten wieder auf“, erzählt einer, „Da müssen ein oder zwei Generation vergehen, bevor das vergessen ist – wenn es das Dorf dann noch gibt.“



Sägewerk in der Region der Platzhirsch. Da gönnte man sich nicht das Schwarze unter den Fingernägeln und kämpfte sich mit Tricks und Taktik wund und zog die ganze Familie mit hinein.

Die Details dieser Geschichte würden hier zu weit führen, geben aber in jedem Fall einen guten Roman ab. Wie ich schon in meinem Text über Literatur im Sauerland schrieb: Geschichten gibt es in der Region genug, richtig gute, tragische und witzige. Was in diesem Dorf zusammenkommt, ist auch so ein Mix vieler Sauerlandessenzen.

Überhaupt seien, so erzählt man mir im Dorf, in den langen Jahren des Kampfs gegen die Talsperre wie in einem Brennglas alle erdenklichen menschlichen Schweinereien im Dorf vorgekommen, windige Figuren mischten mit und wollten ans locker sitzende Geld des Ruhrverbands, dazu Lügen, stiller Verrat und Intrigen.

„Noch heute, wenn eine Kleinigkeit vorfällt, brechen die alten Fronten wieder auf“, erzählt einer,

„Da müssen ein oder zwei Generation vergehen, bevor das vergessen ist – wenn es das Dorf dann noch gibt.“

Heute leben nur noch 246 Einwohner in Brunskappel, diesem hübschen, alten Sauerländer Dorf. Holländer haben sechs oder sieben Häuser gekauft, kommen aber nur in den Ferien. Es gibt (fast) keine Kinder und derzeit keine Familien, die Kinder bekommen könnten. Wenn nichts passiert, frische Ideen und Kinder geboren werden, wird das Dorf diesmal wohl untergehen. Aber nicht im Wasser einer Talsperre, sondern in der Überalterung und Landflucht des 21. Jahrhunderts und den Spätfolgen einer nie gebauten Talsperre. Aber dann ist da ja diese Sauerländer Sturheit, die Geschichte des Dorfs, die Schönheit der Lage..., also noch ist die letzte Messe gewiss nicht gelesen. ●

Sauerland Haikus

Blätter stoben gelbrot
Kometenschweif voran, voran
Herbstausfahrt

Bürgersteigspflege
Spatel, Bürste, Besen
Hausschuhe passend

gelb strahlt Großzügigkeit
Chrysanthemen neben
Weihnachtsbäumen für 2027

überland, vorm Acker
Bushalte und Telefonzelle
ohne Anschluss

Kuh kaut Regen regnet
Spinne spinnt Fliege ein
kühles Bier in der Dämmerung

Sandalenholländer
blonder Bäckerflirt
Brot zu dick geschnitten

Untergang geplant
aus Dorf sollte Seegrund werden
Tür der Dorfkneipe quietscht

Für immer Zähne
gefletscht vor dem Fotowald
Heimat im Museum

Unterm Kreuz über allem
ferne Stimmen, LKW Rauschen
Fliege brummt auf dem Stein

Stadtkind zeigt und rennt
guck grün! was ist das? guck tot
Sauerlanddschungel

Sauerlandlinie
der Himmel glänzt im Schiefer
Brücken über die Leben

Null Uhr vor dem Haus
augenverbundenschwarz
mein Sohn lacht im Schlaf

Bestseller und Ramsch
Pause bis drei
im Durchfahrtsdorf Nummer zehn

Planwagen an Traktor
Weingläser schwappen
Gesichter schon leer

Was will die Kunst hier
nur kämpfen sagt sie lachend
nie genug Schneepflüge

Totes Händchen braun
fasst die Zeit bis hier
Radelnde Rentner lachen draußen

Betonbrutalität
Verwaltungsburg im Wald
Kaffee mit Zucker bitte

Der Mittelstreifen durchs Tal
entrollt wie ein Geschenkband
Wind zerrt am Bart

Am lila Rand Regen
Wasserfarbenwald
Gewitter riecht wie Gurke

Bussard steht flatternd im Himmel
Blitze hinter dem Bergkamm
kein Internet mehr

Von Menschen und Hasen



Päng.... „Fuck!! Was war das!“, rufe ich in die leere Souterrain-Schreiberwohnung, um den Schreck loszuwerden. Das klang anders als die Dutzende Blitze und Donner der letzten Minuten. Die rollten durchs Tal und schienen in den Tannen der Hänge zu verhallen. Das gerade war ganz nah und ohne Hall. Nebenan. Und jetzt ein Krachen und Knistern wie hundert Feuerwerksböller in einer engen Straße.

Mal sehen: Eine schwarze Rauchsäule steigt auf hinter den Kiefernbuschen auf der anderen Seite der Wiese. Da, wo der Bauernhof des Nachbarn steht.

Die Rauchsäule wird jetzt heller, dafür breiter. Der Schüttregen scheint dem Rauch nichts anhaben zu können. Ein Mann rennt mit schweren Schritten die Straße hoch zum Hof. Ein Auto fährt kurz

„Ich wollt doch erst am Wochenende putzen“, scherzt die Bäuerin, plötzlich neben uns stehend. Sie wird von Umstehenden in den Arm genommen.

darauf auch hinauf – und rast rückwärts wieder die Straße runter. Zwischen den Bäumen nun eine Flamme wie von einer riesigen Kerze. Das ist nicht mehr das Pöfken vom Mittag, in das der Bauer in Latzhose auf eine Heugabel gestützt gestarrt hatte. Ich hatte gegrinst, weil man ja sagt, Klischees haben einen wahren Kern. Der Anblick war der Kern. Lebendig.

Meine Vermieter kommen auf die Terrasse, sie können die Flammen nicht sehen, gucken auf der Suche nach der Ursache des Knalls, ob die Solarpanelen auf ihrem Dach geborsten sind.

„Beim Nachbarn brennt es“, ruf ich von meiner Terrasse.

„Wir gehen ma gucken!“, sagt er in seinem ruhigen Sauerlandsingsang. Ich sehe die beiden eine Minute später im Sturzregen über die leicht ansteigende Wiese Richtung Flammen gehen, während unterhalb zwei Traktoren schon wild rangierend Maschinen auf die Wiesen fahren und weitere Leute die Straße hinauflaufen.

„Mal meine Frau anrufen“, denk ich. Sie hatte mir vorhin noch Bilder von den Kindern aus dem Freibad geschickt, und später das Bild einer Gewitterwolke, vor der sie aus dem Bad geflohen waren.

„Hier brennt die Scheune nebenan!“, sage ich, „Ich schicke dir ein Foto“. Dann Zweifel. Fotografieren und prahlen? So nach dem Motto: Mein Gewitter ist krasser als dein Gewitter? Als entfernt die erste Sirene zu hören ist, gehe ich stattdessen auch rüber.

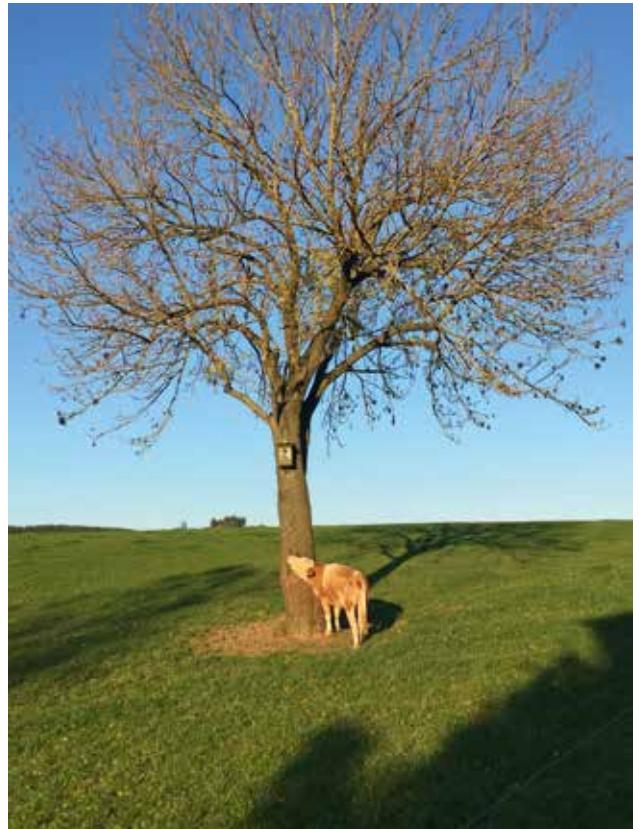
Das Feuer reißt Fetzen der Dachpappe in die Luft. Wie ein Vogelschwarm kreisen sie hoch über dem Hof im Himmel. Keiner fragt: „Was machst du

hier?“ Alle machen was. Das sind meine Vermieter, andere Männer und Frauen, die nassen Haare an ihre Köpfe geklatscht, beschlagene Brillengläser, lappende T-Shirts. Eine Stimmung konzentrierter Koordination, bereit zu tun, was nötig ist. Wir schieben ratternd Kunststoffställe nach draußen, die Männer holen die Kälber aus dem Stall, zusammengedrängt in einer Ecke, zum Teil so klein, dass sie noch wackelig auf den Beinen sind. Die Augen aufgerissen und am Strick zerrend werden sie nach draußen bugsiert. Wir schauen erst mal nicht nach links. Dann doch. Im Dunkeln leuchten da 1.000 Glutpunkte, sehen aus wie eine übertriebene Weihnachtsinstallation bei einem bekloppten Amerikaner. Das ist die Wand des Stalls, kleine Glutlöcher, dahinter das Feuer. Das Krachen und Sausen in der Scheune ist allerdings gar nicht weihnachtlich.

Ein Mann kriecht in einen kleinen Stall, ein Hase kommt auf meinen Arm, flauschig, weich, mümmelnd – „was soll’s“ denkt er, denke ich. Die Feuerwehrmänner werden zahlreicher. Warum gehen die alle immer so langsam, warum rennen die nie? Das verstrahlt in jedem Fall unheimlich Ruhe und Kompetenz. Sie beginnen die Stallwand zum Wohnhaus hin zu wässern, damit das Feuer nicht überspringt, einige Männer mit Atemmasken arbeiten direkt am Feuer, stehen im Rauch wie in einem Tunnel, ein Leiterwagen wird ausgerichtet.

„Ich wollt doch erst am Wochenende putzen“, scherzt die Bäuerin, plötzlich neben uns stehend. Sie wird von Umstehenden in den Arm genommen. Der Bauer fährt derweil in irrem Tempo weiter Zeug umeinander. Bauernkollegen, gerade vom Melken oder den letzten Arbeiten des Tages, noch in schmutzigen Hosen, tragen, fahren,

Feuerwehrstau. Die 40 Milchkühe stehen 200 Meter oberhalb auf der Wiese und käuen, während hier unten ihr Winterquartier abbrennt. Die Viehwirtschaft bringt nichts mehr in dieser Größe, habe ich die Tage gehört. Die drei Söhne des Hauses wollen den Hof auch nicht übernehmen. Haben anders im Sinn.



packen. Große Hände an großen Männern, ihre ungewohnt wirkenden, eiligen Bewegungen. Noch mehr Helfer, die Fahrzeuge kommen die schmale Straße gar nicht mehr hoch. Feuerwehrstau. Die 40 Milchkühe stehen 200 Meter oberhalb auf der Wiese und käuen, während hier unten ihr Winterquartier abbrennt. Die Viehwirtschaft bringt nichts mehr in dieser Größe, habe ich die Tage gehört. Die drei Söhne des Hauses wollen den Hof auch nicht übernehmen. Haben anders im Sinn. Die Zeiten haben sich geändert. Jetzt tragen diese Söhne die Kälber und bringen Zeug aus der Scheune, fahren Traktoren und retten ihr Zuhause.

Irgendwann stehen die Bauern von anderen Höfen, die Nachbarn, die Hasen und Kälber und der Buiterling-Schreiber vor einem der Nebengebäude, starren in die Flammen, jetzt noch größer als zu Beginn. Sie fingern durchs Dach wie ein goldener Handschuh, der nach dem Himmel greift.

Fassaden, Teerpappe und Dachbalken pfeifen mehrstimmig, es knallt und Putz fliegt uns vor die Füße. Niemand spricht, der Regen prasselt, die Feuerwehrleute löschen schweigend, der Rauch im Himmel ist orange und an seinen Rändern schwarz wie Umrisse in einem Comic. Zeit zu gehen, bevor ich's schön finde. Beim Rückweg die Wiese hinunter auf mein Souterrain zu, drehe ich mich um: Blaulicht vor pinkfarbenen Sonnenuntergangshimmel, tiefe lila Wolken über Tannenwipfeln, und ein Bussard, der in der Luft steht – und Seins macht. ●



Der folgende Text besteht nur aus Überschriften. Und die erzählen möglicherweise mehr über die Region, als ich das kann.

KULTURREGION SAUERLAND 5/5

Cutting up das Sauer- land – Worte sagen mehr als Worte

Beim Lesen einer Überschrift fällen wir die Entscheidung, ob wir weiterlesen. Und seien wir ehrlich – die meisten lesen im Netz heute meist nur noch Überschriften. Deshalb besteht dieser Text passenderweise nur aus Überschriften. Und die erzählen möglicher-

weise mehr über die Region, als ich das kann. Das Ganze ist ein „Cut-Up“ im Geiste William Burroughs und besteht aus willkürlich hintereinander geschnittenen Schlagzeilen – mit Raum für Assoziationen und Fantasie. „Huh!“ sagte eine Überschrift. Und ich sage ja!



Die Überschriften stammen aus diversen Jahrgängen folgender Publikationen: „WOLL – Worte, Orte, Land und Leute“, „Sauerland – Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes“, „Westfalenpost“, Magazin „Heimatliebe – Winterberg, Medebach, Hallenberg“, „Briloner Anzeiger“, „Sauerlandkuriere“, Imagebroschüre „Wir in Südwestfalen“.

Altbewährtes in neuer Hand. Ein Poster stärkt das Heimatgefühl. Resolution gegen Windkraft. Gottesdienst in der Zeltkirche. Motorsägenlehrgang in Brilon. Heuernte – wie früher. Sonderfahrten der RLG zur Kirmes in Brilon. Der **DORF**entwicklungsprozess in Freienohl. Liebeserklärung an die City. Vom Bahndamm zum Radweg – 10 Jahre SauerlandRing. Buchfink bekämpft sein Spielgelbild. Im Nuhnewasser plantschen und dabei Trinkwasserqualität genießen. Natur, Kul-

tur und Feierlaune. Dienstags **WANDERER** und Witwen Treff. Typisch Südwestfalen: Die Schulte Lagertechnik Story. Veltins Fassbrause mit Zitrone und Holunder zum Gesprächsthema machen. Ein Bodendecker besonderer Art ist das Scharbockskraut. 300 Jahre Klausingorgel. Anpacken, Ärmelhochkrepeln, Mitmachen... **BERG**wiesen – Charakterstück der Sauerländer Höhen. Interaktive Wanderrouten-Datenbank. The Buddy Holly Story im Bürgerzentrum. Buchsbaum: uralt, doch ewig jung – leider seit einigen Jahren von einem **PILZ** befallen. Huh! Lesen bis die Schwarze kracht. „Allzufrüh ins Grab gesunken“ Joseph Anton Henke. Wahlparty der Sauerländer SPD in Starkes Bierhaus. Hier dreht sich alles ums Holz. Südwestfalen lebt weltoffen. Julen als Sitzkrücken für Greifvögel. Mallorca Stars bringen Konzerthalle zum Kochen. 5-Euro Münze made in Iserlohn. Landwirtschaft im Sauerland ergreift ihre **CHANCEN**. Ketten-sägenmassakreur aus Leidenschaft. Leidenschaft

fürs Schmieden. Landwirtschaft aus Leidenschaft. Winterberg ein Wintern Märchen. Sauerländische Urbanität. Von Wormbach ins Land der Siesta, Tapas und Stierkämpfe. Heinos Karriere begann im Sauerland. Nationales Naturmonument Bruchhauser Steine. **HEIMAT** land der Hallenkirchen. Zwergenhort und Riesenspielzeug. Ein faszinierender Ort für eine energievolle Auszeit. Straßenbäume haben es schwer. Zwar nicht Mittelpunkt der Welt. Immer weniger, immer älter. Winter im Garten – Garten im **WINTER**. Schmallenberg, das Herz Europas. Was Sauerländerinnen so machen. Ausgezeichnete Pferde in Schmallenberg. Chronik in fünf traurigen Bildern. Frischgebackenes Silberdorf mit **ZUKUNFT**. Kneippwanderung im Elpetal. Noch Gesprächsbedarf zum Kreisel an der Hüttenstraße Olsberg. Eine Bücherei geht mit der Zeit. Warum Tradition und Entwicklung sich nicht beißen. Ein Tag der inneren **RUHE**. Sauerlandherbst – einfach viel mehr als Blasmusik. Gebäude leerstand und Bevölkerungsschwund im Sauerland? Ein Meer aus bunten Heißluftballons. Zukunftskonzepte für Mobilität im ländlichen Raum. Wollschweine fühlen sich sauwohl. In einem **SCHÜTZEN**heim gibt es immer was zu tun. Das Sauerland ist eine Perle. Hausmaus rennt aus Maushaus raus. Idylle im Garten. Das Leben in Bad Fredeburg – es gibt viel zu entdecken. Dorlar. Klein und wie oho! Mit Ohrwürmern ans Ziel – Wirtshaussingen in Eslohe. Ein Ort zum Staunen und Wundern. Immer wieder heiß begehrt. Mit Speed den Rothaarsteig genießen. **KARRIERE** beginnt in der Acht. Das Heil liegt in der Natur der Dörfer. Zwischen Poesie und Provokation.

Zukunftskonzepte für Mobilität im ländlichen Raum. Wollschweine fühlen sich sauwohl. In einem Schützenheim gibt es immer was zu tun.

Geballter Erfolg – warum Berlin von Brilon lernen kann. Rindviecher mit Lateinkenntnissen. Die Königin der **WEIHNACHTSBÄUME**. Joey Kelly löscht seinen Durst mit Krombacher 0,0%. Kultur in einer Kleinstadt. Auf Sauerländer Firmen ist Verlass. Auf Südwestfalen ist FAIRlass. Landwirt aus dem Sauerland stellt Bio-Automaten auf. Zehn Jahre nach **KYRILL**. Vom Eisen zur Weißen Industrie. Siedlinghausen wird zur Partymile. Hier ist jede/r zehnte Wirt. Regionalplan Energie – reichlich Gegenwind. Mit dem Wetter leben. Hier lässt es sich gut zwitschern. Die eigene kleine Welt im Miniaturformat. Gutes **HANDWERK** kann man schmecken. 20 Jahre Sägemühlenverein Remblinghausen. Arnsberger Trio rockt Europa. Abstrakt bis tierisch. Heimat, das heißt auch Menschen schlag. Die Sauerländer Sommer sind wie der Wein, mit dem Alter werden sie besser. **URLAUB**: Campingplätze der Ferienwelt Winterberg ausgezeichnet. Sauerland Facebookseite hat 9.000 Fans in den Niederlanden. Globalisierung im Kochtopf. Wo die **KIRCHE** noch mitten im Dorf steht. Startup mit 79. Sauerländer Waldameisen. Entschleunigen im Wald. Zwischen Heimat und Arbeitsplatz. Unter fünf Sternen auf Wolke Sieben. Zwischen Völlerei und Armut. 60 Jahre Schmallenberger Dichterstreit. Bleib doch bei mir im Sauerland. Südwestfalen als Surferparadies. Über 6.000 Schützen und Musiker in Medebach. Hochtechnische Messgeräte sorgen für detaillierte Beobachtungen. Harmonie von Landschaft und Lebensform. **MOBILITÄT** auf dem Land – Realität und Innovation. Von Eslohe auf die Brooklyn Bridge. Vogelzwerge in den Fichtenwipfeln. Aus Bürgermeister wird Schnapsexperte. Eine wahre Alleskönnnerin. Zur Gegenwart Mackens im Sauerland heute. Türen in Menden, 1912. Den Akku aufladen, die Seele baumeln lassen. Ohne Huf kein Pferd. Neue Pläne in Vorbereitung. ●

Von Eslohe auf die Brooklyn Bridge.
Vogelzwerge in den Fichtenwipfeln.
Aus Bürgermeister wird Schnapsexperte.



Kulturregion Südwestfalen: Harmonie zwischen Mensch und Natur



KULTURREGION SÜDWESTFALEN

Ich treffe mich mit einer waschechten
Lüdenscheiderin auf einen Kaffee.
Innerhalb der ersten halben Stunde spre-
chen zwei Bekannte sie an. Man kennt sich.
Das kann sehr schön sein.
Die Leute wissen Bescheid, niemand wird
hier von Katzen angefressen drei Wochen
tot in seiner Wohnung liegen.

Südwestfalen ist zu
vielseitig, als dass ich guten
Gewissens über „den Süd-
westfalen“ reden könnte.
Hagen zum Beispiel kommt
mir wie ein Stück
Ruhrgebiet vor, während
ländlichere Teile Südwest-
falens mich ans
Schwabenland erinnern.

Drei Trucker zwischen mir
und Jesus. Hinter uns
radelnde Rentner.
Die Filzdeckchen auf den
Hockern grob. Ihre Farbe
königlich. Ich stehe in der
ökumenischen Autobahn-
kirche von Siegen, einem
Gotteshaus, das von außen
aussieht wie die
Luxusgarage eines
James-Bond-Bösewichts.

Schreiberin für die Kulturregion Südwestfalen: **Lisa Kaufmann** (*1990) wurde in Leipzig geboren und wuchs im Ruhrgebiet auf. Nach einigen Jahren in Düsseldorf und Leipzig, zog sie zurück nach Essen, wo sie heute lebt und schreibt.

Zunächst veröffentlichte Lisa Kaufmann einige Kurzgeschichten, 2016 folgte ihr erstes Buch „Warum ich für Gott backe und was mein Hund mit Hoffnung zu tun hat“ (edition chrismon).

Für ihre Kurzgeschichten hat Lisa Kaufmann den direkten Austausch mit den Menschen gesucht - um zu erfahren, wie sich das Leben hier von innen anfühlt.



Grünschnabel

Erste Eindrücke aus Altena, Südwestfalen

Hinter mir in der Kassenschlange telefoniert eine Frau mittleren Alters mit einer Freundin: „Da passte einmal nicht auf und dann liegt deine Mutter da und hat sich die Hüfte gebrochen. Sowas geht heutzutage ja schnell.“ Ging sowas früher langsamer? Ich stelle mir vor, wie eine alte Frau in Slow Motion fällt, im Fall „Biiiiittteeeee niiicchtt diiieee Hüüüffff-teeee“ denkt, und so langsam aufkommt, dass ihr eigener Körper ihr als Kissen dient. All die Jahre Rumpralinen zahlen sich aus, der Hüftknochen landet sanft auf Hüftgold. Der Tag ist gerettet.

Ich grüße Menschen – das macht man so auf dem Lande, oder? – und sehe die Skepsis in ihren Augen. Wenige grüßen zurück, einige lächeln irritiert. Vielleicht hätte ich auf den langen Mantel mit Leopardenaufdruck verzichten sollen? Vielleicht ist der Turban zu viel? Ich mache eine mentale Notiz, in Zukunft einen dezenteren Auftritt hinzulegen, und laufe weiter.

Nie habe ich so viel Grün gesehen wie in den letzten drei Tagen. Wäre ich farbenblind, wäre das hier der graueste Ort der Welt. Grün in jede Richtung, hinter jedem Haus, überall grüne Wände. Die Stadt Altena liegt in einem grünen Kessel, sieht aus, als wäre sie in eine moosige Tasse ge-

Abgesehen von Mr. Hardcore hat niemand Stress in Altena. Diese Stadt hat genug Raum für alle Egos. Kein Autofahrer rollt am Zebrastreifen mit den Augen, niemand ist der Wichtigste, hier wird nicht gedrängelt.

fallen. Ich blicke um mich auf die grünen Wände und fühle mich im besten Sinne, im katholischen Sinne erniedrigt, ins Verhältnis gesetzt.

In der Kassenschlange vor mir sagt ein Mann: „Boah Mama. Jetzt leg datt doch ma auf datt Band da.“ Der Sohn, ein schmächtiger Typ mit „Hardcore“-Bauchtasche hat die Daumen lässig in die Hosentaschen gesteckt. Er streckt seinen Kopf stolz nach oben, wie nur kleine Männer es können, und hilft nicht. Die Mutter gehorcht. Abgesehen von Mr. Hardcore hat niemand Stress in Altena. Diese Stadt hat genug Raum für alle Egos. Kein Autofahrer rollt am Zebrastreifen mit den Augen, niemand ist der Wichtigste, hier wird nicht gedrängelt.

Altena hat abgenommen. 1970 noch 32.000, heute 17.000 Einwohner. Leere Ladenfronten, leere Wohnungen, leergefegte Straßen. Überall überschüssige Haut, die nicht zurückgeschnellt



ist. Ich rufe meinen Vater in Leipzig an, berichte von ostdeutschen Verhältnissen mitten in Nordrhein-Westfalen.

Frauen mit Kopftuch sitzen auf Plastikstühlen im Kreis und kichern. Sie erinnern mich an zu Hause, an den Essener Norden. Um sie herum tummeln kleine Kinder. Zwei Häuser weiter dröhnt Techno aus einem offenen Fenster. Happy Hardcore. Die Mamas scheint es nicht zu stören.

Mein Laptop kennt das Wort Altena nicht. Er verbessert zu Altona oder zu Alten. Ich bringe es ihm bei: Altena. Werden die ergänzten Worte irgendwo gesammelt und wenn oft genug ergänzt wurde, wird das Wort allen Wörterbüchern hinzugefügt? Helfe ich, Altena ins kollektive Gedächtnis zu schreiben?

Vor Südwestfalen dachte ich, ich bräuchte Stille zum Schreiben. Anscheinend brauche ich Stille mit Hintergrund, die Stille der Einflugschneise zum Düsseldorfer Flughafen. Stille mit Maßstab.

Ich versuche, meine erste Kurzgeschichte für diesen Blog in meiner Wohnung zu schreiben, nur der Kühlschrank summt im Hintergrund. Ich versuche es auf einer Bank, trotz Niesel. Ich versuche es in einem Café. Es ist sehr schön hier. Es ist sehr still hier.

Hier ein Satz, der Weltpremiere hat: Ich will unbedingt nach Hagen. Ich ziehe meine eigens für Südwestfalen gekauften Wanderschuhe an, suche eine Route von Altena in die Hagener Innenstadt. Beyoncé singt mir Mut zu, „only way to go is up“ (wortwörtlich), und ich wandere los Richtung Großstadt. ●

Vor Südwestfalen dachte ich, ich bräuchte Stille zum Schreiben. Anscheinend brauche ich Stille mit Hintergrund, die Stille der Einflugschneise zum Düsseldorfer Flughafen. Stille mit Maßstab.

In Südwestfalen habe ich das Wort
Bedarfshalt zum ersten Mal gehört.
Schönes Wort. Fand mein Körper
auch und schrie: „Halt! Geht mir
alles zu schnell, jetzt wird Pause ge-
macht.“ Auf der Bedarfshalttaste lag
ich einige Wochen, war krank, blieb
krank, erholte mich in meiner Aus-
zeitwohnung mit staatlich anerkann-
tem Erholungsort in Gehweite.



Tier, das

Scheiße war mein erstes Wort. Scheiße, Hundescheiße, ist doch scheiße, scheiße, halt die Fresse!

Wahrscheinlich kannte ich vorher schon ein paar Worte, aber das war das erste, nachdem ich entschieden hatte: Ich muss diese Sprache lernen. Wie soll ich jemals irgendwas kapieren, ohne diese Sprache zu verstehen?

Scheiße war also das erste. Es war leicht abzuspeichern. Scheiße rieche ich jeden Tag, die Verknüpfung war da. Dann kam Liebling dazu und Futter und Haltsmaul und Fernsehen und Fernfahrer und McDonalds und Mamaistda und Drecksköter. Und Krankenhaus und Frauenhaus und fickdich und Baby und dann hatte ich die Basics zusammen.

Im Nachhinein hätte ich mir die Mühe sparen können. Hat alles keinen Sinn ergeben, auch nicht in Worten.

Als ich ankam, sah es eine Weile echt gut aus. Das Kind nannte mich Meinhund, auch wenn mein Name Mufasa ist. Sie gaben mir etwas zu essen und zu trinken und gingen mit mir in einen Park. Ich zeigte mich von meiner besten Seite, wedelte mit dem Schwanz, wenn sie mich ansprachen, weil Menschen so etwas freut, und lief wie ein Be-kloppter hinter dem Stock her, was halb Show war und halb Instinkt. Abends bekam ich eine eigene Decke im Zimmer des Jungen und als die Mutter den Raum verlassen hatte, legte er sich zu mir auf den Boden und kraulte meinen Rücken. Dann hob

er mein Ohr mit seiner Hand, an der Marmelade klebte, und sagte: „Dubistmeinbestefreund“. Auch wenn ich das damals noch nicht verstand, fühlte es sich gut an.

Zwei Tage später kam der Mann nach Hause. Der Mann hatte kräftige Füße und enorme Waden. Auf die eine war ein Totenkopf gemalt, auf der anderen stand HAGEN in welliger Schrift.

Die Frau hörte auf zu sprechen. Sie wurde kleiner, sie schrumpfte. Sie hörte auf zu essen, aber so schnell wie sie das wollte, verhungern Menschen nicht. Sie sprach immer leiser, sodass sich am Ende ihrer Sätze nur noch die Lippen bewegten. Die Frau lief, als würde sie versuchen zu schweben. Der Junge wuchs ein bisschen, hielt sich aufrecht und mich fest. Ich entschied, ihm nicht mehr von der Seite zu weichen, ihm immer durch die Wohnung zu folgen.

Der Mann schlief viel und wenn er aufwachte, lief er herum und suchte nach Fehlern. Einmal fand er

Die Frau lief, als würde sie versuchen zu schweben. Der Junge wuchs ein bisschen, hielt sich aufrecht und mich fest. Ich entschied, ihm nicht mehr von der Seite zu weichen, ihm immer durch die Wohnung zu folgen.



Ich roch, dass der Mann wiederkam.
Ich roch es an der Angst der Frau.
Beißender Angstschnaib in der
ganzen Wohnung. Sie putzte und
der Junge und ich räumten auf, statt
draußen zu sein. Als der Mann den
Schlüssel im Schloss umdrehte, ver-
steinerten die beiden und ich stellte
mich vor den Jungen.

Staub auf einer der Stuhllehnen im Wohnzimmer,
da hob er den Stuhl und schmiss ihn auf die Frau.
Ein anderes Mal erwischte er den Jungen, wie er
mir ein Stück Currywurst gab und schlug ihm mit
der Hand ins Gesicht. Das ging drei Tage so und
dann war der Mann verschwunden.

Die Frau schaute den ganzen Tag Fernsehen, was
mich freute, weil ich so neue Worte lernen konnte:
Mord. Staatsanwaltschaft. Cousin. Ralf. Verdacht.
Messer. Wut. Gefängnis. Lebenslänglich.

Ich wäre gerne mehr vor die Tür gegangen, gab
mir aber Mühe einzuhalten und nicht zu winseln,

bis der Junge aus der Schule kam und mit mir
raus ging. Wir liefen den ganzen Nachmittag in
der Stadt herum, manchmal holte er uns Döner
und auch wenn ich wusste, dass ich schrecklichen
Durchfall bekommen würde, konnte ich nicht
anders, als ihn zu essen. Diese Nachmittage waren
perfekt. Manchmal gingen wir zur Ruhr und ich
durfte schwimmen, manchmal liefen wir bis zum
Buschey-Friedhof. Ich wälzte mich vor Familie
Elbers, spielte, ihr prachtvolles Grab sei meine ei-
gene steinerne Hundehütte. Wir rannten auf dem
Flugplatz um die Wette und ich ließ ihn gewinnen.
Der Junge redete und redete, erzählte mir von
Pia, von Mathe, von Pausenbroten, mehr von Pia
und von einer extra Klingel, die klar macht, dass
Mathe vorbei ist. Pia versuchte ich abzuspeichern.
Ich dachte, es bedeutet sowas wie Liebe.

Ich roch, dass der Mann wiederkam. Ich roch es
an der Angst der Frau. Beißender Angstschnaib
in der ganzen Wohnung. Sie putzte und der Junge
und ich räumten auf, statt draußen zu sein. Als der
Mann den Schlüssel im Schloss umdrehte, verstei-
nerten die beiden und ich stellte mich vor den Jungen.
Der Mann kam mit seinen schweren Schrit-

Acht Wochen ging das so. Der Mann war vier Tage weg und drei Tage da. Vier Tage Frieden, drei Tage Terror. Es war ein Rhythmus, an den ich mich gewöhnt hatte, aber lange konnte es nicht so weitergehen.

ten ins Wohnzimmer und setzte sich in den Sessel. „Watt steht ihr da so blöd? Mach ma Essen“, sagte er und wir gehorchten.

Abends schauten wir zusammen Fernsehen, aber es war nicht das Gleiche. Im Kinderzimmer musste ich dem Jungen versprechen, dass ich den Mann nie beißen würde, egal was er tat, weil der Mann mich sonst wegschicken würde.

Am nächsten Morgen war die Frau einkaufen und der Junge in der Schule. Ich war allein mit dem Mann und hatte Angst. Mit eingezogenem Schwanz saß ich im Zimmer des Jungen und versuchte, mich unauffällig zu verhalten. „Komm mal her. Hey Köter!“, rief er und ich schlich vorsichtig um die Ecke zum Wohnzimmer. Der Mann klopfte auf das Sofa neben ihm. War das ein Trick? Ich durfte nicht auf das Sofa, diese Regel hatte er selbst erfunden.

Ich ging ein paar Schritte auf ihn zu, er klopfte weiter, aber verzog keine Miene. Weil ich mir nicht anders zu helfen wusste, sprang ich mit einem großen Satz aufs Sofa. Der Mann hob seine riesige Hand und ich erwartete eine Attacke, aber

er legte mir die Hand in den Nacken und fing an, mich zu kraulen. „Bist ja ein Guter“, sagte er und ich konnte nicht fassen, was ich hörte. Er kraulte mich ausgiebig einige Minuten lang und gerade als ich begann, mich zu entspannen, hörten wir den Schlüssel im Schloss. Der Mann schob mich mit einer schnellen Bewegung vom Sofa, ich kam hart auf dem Boden auf. Ich drehte mich nicht um, schaute ihn nicht an. Ich wusste, dass das unser Geheimnis bleiben würde und lief zur Tür, um die Frau zu begrüßen. Sowas freute sie.

Abends hörten der Junge und ich den Mann herumschreien, hörten, wie etwas, jemand, fiel. Wir zogen uns die Decke über die Köpfe.

Nach drei Tagen war der Mann wieder weg.

Am nächsten Tag, als der Junge in der Schule war, setzte die Frau sich neben mich auf meine Decke und weinte. „Warum kann er sich nicht für sein Kind zusammenreißen?“, fragte sie mich und kurz wollte ich ehrlich sein und sagen: „Weil er dich mehr hasst als er irgendetwas liebt.“ Aber ich wollte ihr nicht noch mehr weh tun.

Acht Wochen ging das so. Der Mann war vier Tage weg und drei Tage da. Vier Tage Frieden, drei Tage Terror. Es war ein Rhythmus, an den ich mich gewöhnt hatte, aber lange konnte es nicht so weitergehen.

Wenn der Mann da war, blieb ich nachts wach und passte auf den Jungen auf, auch wenn das schwer war. Dann, vor sechs Tagen, nannte der Mann mich Drecksköter und trat mir in die Rippen. Es tat höllisch weh und ich musste mich ganz auf mein Versprechen konzentrieren, um den Mann nicht anzugreifen.

Der Junge stand daneben und weinte, aber ich sah, dass er nicht traurig war, er war wütend.

Ich versuchte, schnell mehr Wörter zu lernen, versuchte mir jedes neue, das ich hörte, zu merken und für immer abzuspeichern.

Jetzt weiß nur Pia, wo wir sind. Sie bringt uns Sachen von zu Hause: Klopapier, eine gebrauchte Zahnbürste, ein paar Unterhosen ihres Papas, gestern sogar eine Dose Fisch.

Ansonsten finden wir Essen in Mülltonnen. Wir schlafen in einem Busch. Der Junge hat extra meine Decke mit. Er deckt mich damit zu, aber sobald er eingeschlafen ist, lege ich die Decke über ihn und mich daneben ins Gras. Wir laufen weit, fahren sogar mit einem Bus, mein erstes Mal. Ein bisschen vermisste ich das Fernsehen und das flauschige Sofa, auf dem ich meistens heimlich und manchmal mit Erlaubnis gelegen habe.

Trotzdem: Wir sind glücklich hier draußen.

Der Junge erzählt mir

viel,

ich mag den

Klang seiner Stimme. Aber ich habe aufgehört,

neue Worte zu lernen. Sie sind nicht Macht, nur Laute.

Keine Worte

mehr,
nur Liebe.

Scheiße.Fell. Liebe.St

o c k. Hau t.Zun ge.Liebe. Ich dachte m

ir würdendi e Wo rte fehlen um al
les zu ver stehena ber d ie Wortegibt e s ni cht.

Keine Worte mehr. Nur Lie
be.



Spiritueller Sommer 2017, Prolog

ch sitze im kältesten Zug NRWs. Auch bei 28 Grad Außentemperatur habe ich extra für diese Fahrt mit dem Abellio immer einen Schal dabei. Andere Passagiere müssen auf Stofftaschen oder mitreisende Hunde zurückgreifen und ungelenk versuchen, sich diese um den Hals zu legen. Wenn Schal, Beutel und Cocker Spaniel fehlen, kann man immer noch später im Krankenhaus auf eine Halskrause wegen steifem Nacken hoffen und hat dann immerhin schon mal einen Kälteschutz für die Rückfahrt.

In der linken Hand halte ich Kafkas Brief an den Vater und scrolle mit der rechten auf meinem Handy durch Facebook – Mindy Kaling ist schwanger?! –, als wir stehen bleiben. Wir stehen. Und stehen. Haben die Stadt.Land.Text-Götter mitbekommen, dass ich mich Richtung Regionsgrenze begebe und schnell die Notbremse gezogen? Dann kommt die Durchsage: Personenschaden. Polizeieinsatz. Es wird dauern.

Eigentlich wollte ich zu McDonalds im Hagener Hauptbahnhof fahren, weil ich dort gut schreiben kann. Bei McDonalds im Hagener Hauptbahnhof erhebe ich mich über den kreischenden Fast-Food-Wahnsinn und finde mich in Zen-Konzentration wieder. Zu meinen Ausflügen an diesen besonderen Ort trage ich extra lange Röcke, damit niemand sieht, dass ich schweben. Nicht auf so

eine angeberische Guck-mal-was-ich-kann-Art, in der Jesus übers Wasser lief. Nur ein bescheidenes Vier-Zentimeter-über-dem-Boden-Schweben.

Worüber ich schwebend bei McDonalds schreiben wollte: Entschleunigung und Meditation und den Spirituellen Sommer 2017. Der Spirituelle Sommer 2017 wird vom Netzwerk „Wege zum Leben. In Südwestfalen“ organisiert und bietet über drei Monate verschiedenste spirituelle Angebote inner- und außerhalb christlicher Tradition. Ich wollte über spirituelle Orte in Südwestfalen schreiben, auf die ich mich freue, und meinen eigenen Spirituellen Sommer 2017 einläuten.

Ich übe mich also in einer ersten spirituellen Tugend: Geduld. Vielleicht gibt es gar keinen

Wir stehen. Und stehen. Haben die Stadt.Land.Text-Götter mitbekommen, dass ich mich Richtung Regionsgrenze begebe und schnell die Notbremse gezogen? Dann kommt die Durchsage: Personenschaden. Polizeieinsatz. Es wird dauern.

besseren Ort, über Entschleunigung nachzudenken, als einen stehenden Zug?

In Letmathe, ein Ort, der mir bisher vor allem aufgefallen ist, weil dort der Zug von Essen nach Siegen geteilt wird, bietet sich eine prima Gelegenheit, inne zu halten und zu lernen, mal genauer hinzusehen.

Auf den ersten Blick denke ich, „Toll, nen Bahngleis, ne Lagerhalle und ein paar Bäume. Was soll ich da jetzt sehen?“. Dann entdecke ich Drahttrollen, entdecke einen Felsen und stelle fest: Das, was ich sehe, entspricht genau dem, wie ich Südwestfalen in den letzten Wochen erlebt habe. Atemberaubend grüne, felsige Landschaft, ganz viel Industrie mit Fokus auf Draht. Oder ist das, was ich durchs Fenster sehe, Stahl? Eisen? (Randnotiz: Ich muss dringend ins Drahtmuseum nach Altena.) Ich starre 20 Minuten auf meine kleine Welt, begrenzt durchs Zugfenster, atme ein und aus, bin einfach da.

Beinahe gelingt es mir sogar, den selbstgerechten Typ auszublenden, der mittlerweile seinen dritten Anruf tätigt, um sich zu beschweren. Aber nur beinahe. Ich habe – nicht ganz spirituell – ein eigenes Fach in meinem inneren Apothekerschrank der kleinen Gemeinheiten für Menschen wie ihn reserviert. Leute, die bei „Personenschaden“ im Zug laut aufstöhnen und in einen Monolog über den Egoismus des Selbstmörders ausbrechen. Heute wird die unsympathischste Performance von diesem Mann abgeliefert, der sich in bester Klischee-Bösewicht-Manier durch sein Donald Trump Jr.-Gelhaar fährt und sich gerade in Rage geredet hat, „man kann sich ja auch einfach zu Hause umbringen“, als sein Kopf beginnt zu qualmen. Erst kaum sichtbar, dann so sehr, dass Eiszapfen von der Zugdecke klimpend zu Boden fallen.

„Ich hab noch gesagt, ich fahre mit dem Auto. Hätte ich mal! Wegen dem müssen wir jetzt hier

Ich nehme mir vor, in den nächsten Wochen mehr zuzuhören, mehr nach außen zu schauen, nicht alle Antworten in mir selbst finden zu wollen.

bestimmt noch ne Stunde oder so stehen. Scheiße!“ Er merkt nicht, dass er mittlerweile in Flammen steht. Er brennt kurz aber heftig und als nur noch Staub übrig ist, sind wir froh, ihn los zu sein. Ein bisschen wärmer ist es auch.

Dann, das Undenkbare: Bewegung. Nicht unsere eigene, aber die eines benachbarten Güterzuges.

Bomben rollen an uns vorbei, riesige Bonbons auf einem Fließband. Werden sie in wenigen Wochen in einem fernen Land über eine Stadt fallen, wie von einem stark erkälteten Drachen ausgehustet?

„Das nenn ich mal Turbinen, ne?“, sagt ein Mann irgendwo hinter mir. Ach so, Turbinen, auch gut.

Ich bin immer so damit beschäftigt, Leute auszublenden, um in Zügen lesen und schreiben zu können, dass ich ganz verlernt habe, mal zuzuhören.

Hinter mir ein lauter werdendes Gespräch einer Clique, die zu einem Festival unterwegs ist. Es geht um Feminismus, eine Frau sagt:

„Was die Gesellschaft uns als Fortschritt verkauft will, ist doch, wenn Polinnen und Rumäninnen für uns putzen und Babysitten, während wir zum Yoga gehen. Als ob wir nicht merken würden, dass solche Arbeit dann immer noch ausschließlich von Frauen gemacht wird.“

Interessant, so habe ich nie darüber nachgedacht.

Ich nehme mir vor, in den nächsten Wochen mehr zuzuhören, mehr nach außen zu schauen, nicht alle Antworten in mir selbst finden zu wollen. Ich starre eine weitere halbe Stunde bewegungslos aus dem Fenster, lasse Letmathe auf mich wirken, höre zu. Ich bin völlig durchgefroren. Ich bin völlig frei.

Die Fahrt geht weiter. Fast bin ich ein bisschen enttäuscht. ●



Ich stehe auf dem Galgenhügel in Balve und bin überraschend traurig. Es gibt aktuellere Grausamkeiten, warum beweine ich welche, die 400 Jahre alt sind. Vor mir die Hexenstele, ein Denkmal für die Opfer der Hexenprozesse in Balve. Um uns herum Grün.

Bomben rollen an uns vorbei, riesige Bonbons auf einem Fließband.
Werden sie in wenigen Wochen in einem fernen Land über eine Stadt fallen, wie von einem stark erkälten Drachen ausgehustet?



Balve sehen und sterben

meine Seele schmerzt
nicht so sehr wie mein Fleisch
ich, in Feuer
wer mich liebt, löscht mich nicht

ganze Welten brennen ohne Dringlichkeit
warum nicht ich
Märtyrerin, Radikale, Heilige
wage es nicht, Wasser zu holen

wie Christus beende ich mein öffentliches
Wirken
dies ist mein letztes Abendmahl
ich will weiße Hitze, weißen Wein

neugeboren, nichts, einhundert Jahre alt
was immer ich bin, bin ich für immer
sorge dich nicht um die Flammen, mein Herz



ch stehe auf dem Galgenhügel in Balve und bin überraschend traurig. Es gibt aktuellere Grausamkeiten, warum beweine ich welche, die 400 Jahre alt sind. Vor mir die Hexenstele, ein Denkmal für die Opfer der Hexenprozesse in Balve. Um uns herum Grün.

Gerade bin ich den Hügel hinaufgelaufen, einen Waldweg entlang, gesäumt von Buchen. Sind genau diesen Weg lange vor mir andere uneheliche Kinder mit verdächtig lockigem Haar gegangen? Wussten sie, was sie erwartet? Haben sie auf Rettung im letzten Moment gehofft?

Ich kann das nicht so stehen lassen. Ich muss glauben, dass einige von ihnen wussten, dass Zeiten kommen würden, wo wir mit Kopfschütteln um sie trauern würden. Später, im Zug, schreibe ich ein Gedicht für sie, schreibe ihnen ein bisschen Trotz zu, ein bisschen Stolz.

In Balve, dem Zentrum der Hexenverbrennung im Herzogtum Westfalen, wurde circa einer von 20 Einwohnern als Hexe/r hingerichtet. Treffen konnte es jeden, von einfachen Kutschern bis zur Frau des Bürgermeisters. Nach Prozessen, natürlich alles streng nach Vorschrift und völlig ordnungsgemäß, wurden die Verurteilten auf dem Galgenberg verbrannt – nachdem man sie vorher bis zum Geständnis gefoltert hatte.

Ein fun fact, der keiner ist: Entgegen landläufigem Glauben, fanden die Hexenprozesse nicht im Mittelalter statt, sondern in der frühen Neuzeit. Und



Ich starre lange auf die Stele, schaue dann kurz auf die Uhr. Meine Stadtkindnaivität – die Überzeugung, dass ich egal wann, egal wo, immer irgendwie nach Hause kommen würde – wurde mir hier in Südwestfalen schnell ausgetrieben.

noch ein Schenkelklopfer: Im Gegensatz zur Inquisition waren die Hexenprozesse kein rein katholisches Unterfangen, sondern auch bei Protestanten beliebt.

Ich starre lange auf die Stele, schaue dann kurz auf die Uhr. Meine Stadtkindnaivität – die Überzeugung, dass ich egal wann, egal wo, immer irgendwie nach Hause kommen würde – wurde mir hier in Südwestfalen schnell ausgetrieben. Und so renne ich frei nach Südwestfalens Motto „Harmonie zwischen Mensch und Natur“, schwitzend den Galgenhügel wieder hinab, um den letzten Zug zu erwischen.

Balve ist malerisch. Balve ist genau, was ich denke wenn ich „Sauerland“ höre. Fachwerk, Hügel, Christen. Es ist aufgeräumt, es ist beschaulich, man grüßt sich.

Erst am Bahnhof zurück, kommen Risse ins Bild. Ein paar Teenager stehen herum, prahlen mit Blackouts und Trinkfestigkeit, lästern über Mitschüler, hören Captain Jack (ist es ein Phänomen, dass die südwestfälische Jugend 90er Jahre Elektromusik mag, oder sind das hier Zufallsfunde?)

Falls jemand nähere Informationen hat, freue ich mich über Kommentare). Nach meinem Sprint und meiner Zeit an der Hexenstele, lehne ich an dem Wartehäuschen, höre verschwitzt und verstört zu.

Ein Mädchen mit blau gefärbten Haaren erzählt von Samstagnacht, erzählt, wie ihre Freundin ihr beim Kotzen die Haare halten musste. „Du verträgst halt nichts“; sagt der Junge, der für die Musik verantwortlich ist und erntet dafür einen Fausthieb gegen die Schulter. Ich freue mich für diese jungen Balver. Ich freue mich, dass sie sich daneben benehmen dürfen. Vor nicht allzu langer Zeit hätte das tödlich ausgehen können.

Nachtrag:

Wie lange muss es her sein, bevor wir das Leid anderer Menschen fiktionalisieren dürfen? Die Menschen aus Pompeji? Auf jeden Fall. Die aus dem Grenfell Tower? Auf keinen Fall. Ich entscheide, dass meine Schmerzgrenze auf jeden Fall nach 1666 liegt. ☺

Verkehrsberuhigung

Licht fällt gelenkig durch Verkantungen. Es riecht nach Baumarkt. Und nach Männern, die wissen, was zu tun ist.

Drei Trucker zwischen mir und Jesus. Hinter uns radelnde Rentner.

Die Filzdeckchen auf den Hockern grob. Ihre Farbe königlich.

Ich stehe in der ökumenischen Autobahnkirche von Siegen, einem Gotteshaus, das von außen aussieht wie die Luxusgarage eines James-Bond-Bösewichts.

Von innen ist die Kirche weniger einschüchternd. Das Holz sieht preiswert aus. Und aufrichtig. Unlackierte Spanplatten, pragmatisch ineinander gesteckt. Eine Kirche zum Selberzusammenbauen. Ikea verkauft jetzt auch Möbel für Haustiere. Sollten sie ihr Sortiment je um Möbel für Götter erweitern, könnte das aussehen wie hier: helles Holz, die Teelichter aus dem 100er Pack. Alle Verschwendug von Raum passiert oben in der Kuppel – der Wohnraum Gottes hingegen ist optimal genutzt. Minimalistische Hocker, die zum praktischen Stapeln einladen. Der Altar, ein Schreibtisch aus der letzten Kollektion. Alles macht den Eindruck, als könne es innerhalb weniger Stunden wieder auseinandergebaut und abtransportiert werden. Falls Gott umzieht.

Unseren Göttern Häuser bauen zu wollen, ist ein zutiefst menschlicher Impuls. Andere Tiere

machen so etwas nicht. Schon die alten Griechen entschieden, dass ihre Götter nicht irgendwo hausen sollten, sondern es schön haben. Mit Säulen und allem Drum und Dran.

Selbst die Israeliten schleppen ein riesiges Zelt durch die Wüste auf ihrer 40jährigen Reise, das Zelt der Begegnung. Dort trafen sie Gott, schufen bewusst Raum, um ihn zu treffen, nicht irgendwo, sondern an einem besonderen Ort. Sie trugen das Zelt bis nach Jerusalem, trugen es, bis sie Gott einen Tempel bauen konnten, ein echtes Zuhause.

Ich stelle mir vor, dass das Zelt der Israeliten von innen so ähnlich aussah wie diese Autobahnkirche – minus Kreuz natürlich. Ein Ort, an dem Menschen Gott begegnen können, während sie unterwegs sind.

Gott wohnt natürlich überall: Im Billighotel auf dem Parkplatz neben der Kirche. In der muffigen Spielhalle direkt nebenan. Im Lastwagen mit dem Leuchtschild, in dem das Wort „Harry“ blinkt. Auch bei BurgerKing schräg gegenüber. Was immer Gott ist, ist überall.

Ich schaue lange auf das Kreuz. Das Architektenbüro Schneider+Schumacher hat alle Register gezogen. Auch die Sonne gibt heute ihr Bestes, den gewünschten Effekt zu erzielen. Ein Engelsgesang-Aaaaaaaaaahh rieselt Licht auf das Kreuz. Alles ist erleuchtet.

Ich stehe auf, und blättere durch die deutsche Version der ausliegenden Truckerbibeln, die nur



Von innen ist die Kirche weniger einschüchternd. Das Holz sieht preiswert aus. Und aufrichtig. Unlackierte Spanplatten, pragmatisch ineinander gesteckt. Eine Kirche zum Selberzusammenbauen. Ikea verkauft jetzt auch Möbel für Haustiere.

aus dem Neuen Testament und ausgewählten Psalmen bestehen. Ich lese im Lukas-Evangelium, aber werde nicht warm mit diesem netten orientalischen Tischler. Jesus und ich haben, um im südwestfälischen Bild zu bleiben, einfach keinen Draht zueinander.

Ich schließe die Augen und atme tief ein. Der Geruch des Holzes erdet mich. Vielleicht sollten auch Museen nach Holz riechen. Und Gerichtsbehörden. Orte, denen es gut tun würde, ihnen ein bisschen Hoheit zu nehmen und ihnen eine Erinnerung einzufügen, dass wir – Holz, Kunst, Gott, Demokratie – alle im selben Boot sitzen. Ich fühle mich demütig, ohne mich erniedrigt zu fühlen. Der Holzgeruch erinnert mich an die Schöpfung, und daran, dass mir egal ist, ob Gott die Menschen ge-

schaffen hat oder die Menschen Gott. Ich möchte glauben, nicht wissen, dass ich Teil einer bewussten Entscheidung, eines mutigen Experiments bin. Dass sich etwas Höheres, Liebendes entschieden hat, uns zu kreieren, trotz unserer uneleganten, allzu offensichtlichen Fehlbarkeit. Wenn manche Menschen dieses Höhere Jesus nennen wollen, warum nicht?

Das hier ist ein guter Ort, egal, was man glaubt. Ein Ort voll stiller Autorität. Einer, der handfest, aber erhaben ist.

Ein Ort, der anmutig ist, ohne einzuschütern. Ein Ort für Trucker. Für Radfahrer. Für Regionsschreiber.

Ein Ort für alle. ●

Halten, Hagen, heimisch

Letzte Eindrücke aus Südwestfalen



In Südwestfalen habe ich das Wort Bedarfshalt zum ersten Mal gehört. Schönes Wort. Fand mein Körper auch und schrie: „Halt! Geht mir alles zu schnell, jetzt wird Pause gemacht.“

Auf der Bedarfshalttaste lag ich einige Wochen, war krank, blieb krank, erholte mich in meiner Auszeitwohnung mit staatlich anerkanntem Erholungsort in Gehweite.

Das hier kommt von ganz oben. Antreten, Ausatmen, Entspannen!

Ich habe mich in Hagen verliebt. Hagen ist nicht ganz leicht zu lieben. Und trotzdem kam ich zurück, immer wieder. Wie zum Badboy, der dich enttäuschen wird und du weißt es auch, aber irgendwie ist es auch Liebe und so fährst du wieder hin, vielleicht ist diesmal ja alles anders.

Ich habe über Karl Osthause nachgedacht und bin ganz unakademisch über dieses tollen Satz auf

Wikipedia gestolpert: „Nach einem Nervenzusammenbruch erlaubte ihm sein Vater aber bereits nach kurzer Zeit den Abbruch der Lehre.“

Ein wenig später folgt ein Abschnitt über Osthause Kontakt zu nationalistischen Gruppen, aber ich war in Hagen auf der Suche nach Schönheit und überlas das schnell.

Die Hagener, die ich auf Osthause anspreche, haben vom „Hagener Impuls“, seiner Bewegung aus dem frühen 20. Jahrhundert, die „die Schönheit wieder zur herrschenden Macht im Leben“ der Bürger Hagens machen sollte, noch nie gehört.

Auch die Hagener CDU hat's nicht ganz verstanden, wie sie in ihrem Programm 2017 „Der neue Hagener Impuls“ beweist. Zitat:

„Hagen ist eine Stadt mit einer langen Tradition als pulsierender Wirtschaftsstandort. Der Puls ist in den letzten Jahren leider langsamer geworden.



Südwestfalen ist eine gute Region für Introvertierte, habe ich festgestellt. Als eingefleischter Eigenbrötler fühle ich mich wohl unter Menschen, die vor sich hinarbeiten, ihr Ding machen, wenig Bedürfnis haben, ihr Image zu pflegen, über Marketing nachzudenken oder sich zu präsentieren.

Die Auswirkungen dieser Entwicklung sind auf dem Arbeitsmarkt spürbar...“ Hier gibt's Impulse anscheinend vor allem zum Fachkräftegewinn.

Beim Schlendern durch Hagen ist der erste Eindruck: Osthaus ist gescheitert. Hagen ist auf den ersten und auch den zweiten Blick keine Stadt, die von Schönheit beherrscht ist. Die Hagener wirken nicht, als würden sie Schönheit als treibende Kraft im Alltag wahrnehmen.

Was würde Karl Osthause denken, wenn er heute durch seine Geburtsstadt laufen würde?

Die CDU hat recht: Wir brauchen einen neuen Impuls. Aber einen echten. Einen, bei dem es um Schönheit und Miteinander und Anpacken geht – einen ganz ohne seelenlose Wörter wie Wirtschaftsstandort oder Standortfaktor oder Fachkräftemangel. Einen Siegener Impuls. Einen Essener Impuls. Einen Altenaer Impuls. Einen Hagener Impuls.

Ich treffe mich mit einer waschechten Lüdenscheiderin auf einen Kaffee. Innerhalb der ersten halben Stunde sprechen zwei Bekannte sie an. Man kennt sich. Das kann sehr schön sein. Die Leute wissen Bescheid, niemand wird hier, von Katzen angefressen, drei Wochen tot in seiner Wohnung liegen.

Das kann anscheinend auch schaurig sein. Die Leute wissen Bescheid, man kennt sich, jeder hat zu allem eine Meinung, jeder weiß, wer man vor zehn Jahren war.

Hier kann man keine Ichs hinter sich lassen, die Jugendsünden verschweigen, denn überall sind Leute, die sich an deine Gothic-Phase erinnern, die beim Stechen des Arschgewihs dabei waren, die die schlimmsten Geschichten über dich – wahr oder erfunden – von deinem Ex-Freund kennen. Schaurig-schön, das Kleinstadtleben.

Man geht hier nicht verloren. Auch nicht, wenn man will.

Südwestfalen ist eine gute Region für Introvertierte, habe ich festgestellt. Als eingefleischter Eigenbrötler fühle ich mich wohl unter Menschen, die vor sich hinarbeiten, ihr Ding machen, wenig Bedürfnis haben, ihr Image zu pflegen, über Marketing nachzudenken oder sich zu präsentieren. Man muddelt vor sich hin in Südwestfalen – noch ein schönes neues Wort. ●

Impressum

Herausgeber:

Region Aachen – Zweckverband
(stellvertretend für die zehn Kulturregionen in NRW)
Dennewartstraße 25–27, 52068 Aachen
+49 (0)241 963 1940
info@regionaachen.de

Koordination:

Susanne Ladwein – Region Aachen

Redaktion/Lektorat:

Ralf Schröder

Redaktionelle Mitarbeit:

Andrea Hankeln, Susanne Ladwein,
Dr. Ingrid Misterek-Plagge, Antje Nöhren, Andre Sebastian

Gestaltung:

büro G29

Druck:

Druckerei Erdtmann GbR, Herzogenrath

Bildnachweise:

Titel: büro G29

Portraits Autoren jeweils privat, S. 119 Rasmus Tanck,
S. 139 Simona Bednarek

Regionsseiten: Autoren

Bildgrundlagen für Kapitel-Introbilder:

S. 10 Maurer United Architects, S. 28 Gerd Neumann / Stadt
Wuppertal Medienzentrum, S. 48 Werner J. Hannappel, S. 64
Münsterland e.V., S. 82 Joachim Schäfer, S. 100 M. Schrumpf
/ Bielefeld-Marketing, S. 118 Michael Sondermann / Stadt
Bonn, S. 138 Jan Schmitz, S. 158 Sauerland Tourismus e.V. /
Dominik Ketz, S. 176 Alexander Völkel

1. Auflage: 4.000 Exemplare

Copyright: Region Aachen – Zweckverband
Christian Caravante, Claudia Ehlert, Theresa Hahl,
Melanie Huber, Matthias Jochmann, Lisa Kaufmann,
Deborah Kötting, Marie-Alice Schultz,
Slavica Vlahovic, Dimitri Manuel Wäsch

Projektpartner



REGION KÖLN BONN



ISBN 978-3-00-059106-8

Impressum Gesamt-Projekt

Projektkoordination:

Kulturregion Aachen:

Region Aachen – Zweckverband (Manfred Bausch, Susanne Ladwein, Belinda Petri)

AG stadt.land.text:

Andrea Hankeln, Susanne Ladwein, Dr. Misterek-Plagge, Antje Nöhren, Andre Sebastian

Projektpartner:

Kulturregion Bergisches Land:

Koordinationsbüro Regionale Kulturpolitik Bergisches Land
Kreis Mettmann (Meike Utke)

Kulturregion Hellweg:

c/o Kulturbüro der Stadt Hamm (Bernd Kühler)

Kulturregion Münsterland:

Münsterland e.V. – Kulturbüro (Andre Sebastian, Lars Krolik, Kathrin Strotmann)

Kulturregion Niederrhein:

Kulturräum Niederrhein e.V. (Dr. Ingrid Misterek-Plagge)

Kulturregion Ostwestfalen-Lippe:

OstWestfalenLippe GmbH / OWL Kulturbüro (Antje Nöhren)

Kulturregion Rheinschiene:

Region Köln / Bonn e.V. (Silke Burkart)

Kulturregion Ruhrgebiet:

Depot e.V. Dortmund (Claudia Schenk)

Kulturregion Sauerland:

Kulturbüro Sauerland (Georg Scheuerlein, Cornelia Reuber)

Kulturregion Südwestfalen:

Servicebüro c/o FD Kultur und Tourismus Märkischer Kreis
(Susanne Thomas)

Jury zur Auswahl der Stipendiatinnen und Stipendiaten:

Christian Brand

(Geschäftsführer Stiftungen der Kreissparkasse Köln)
Kulturregion Rheinschiene

Dr. Jochen Grywatsch

(LWL-Literaturkommission für Westfalen und
Droste-Forschungsstelle)

Kulturregion Münsterland

Andrea Hankeln

(Ministerium für Kultur und Wissenschaft NRW)

Dierk Hartleb

(Redakteur, freier Journalist, tätig für die Ahlener Zeitung)
Kulturregion Hellweg

Iris Hennig

(Künstlerische Leiterin / Geschäftsführerin Literaturbüro OWL,
Detmold)

Kulturregion Ostwestfalen-Lippe

Dr. Thomas Hoeps

(Autor; Kulturbüroleiter Mönchengladbach)
Kulturregion Niederrhein

Anke Holgersson

(KulturStadtLev, Kulturbüro)

Kulturregion Rheinschiene

Yasmin Hutchins

(Touristisches Marketing neanderland Kreis Mettmann)
Kulturregion Bergisches Land

Marco Jonas Jahn

(freier Autor und Bühnenpoet)
Kulturregion Niederrhein

Wolfgang Kienast

(Autor, Kulturmanager, DJ)
Kulturregion Ruhrgebiet

Peter Kleine

(Fachbereichsleiter Kultur, Sport, Weiterbildung, Tourismus
Stadt Arnsberg)

Kulturregion Sauerland

Ute Plato

(FD Kultur und Tourismus Märkischer Kreis)
Kulturregion Südwestfalen

Claudia Schweda

(Regionalchefin Aachener Zeitung /Aachener Nachrichten)
Kulturregion Aachen

Klaudia Sluka

(Chefredakteurin Westfalenspiegel)
Kulturregion Münsterland

Sigrun Späte

(Prokuristin DORTMUNDtourismus)
Kulturregion Ruhrgebiet



So tickt NRW.

Von Juli bis Oktober 2017 waren, angelehnt an die Position des mittelalterlichen Stadtschreibers als amtlicher Chronist, zehn Schreiberinnen und Schreiber in den zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens unterwegs.

Was sie gesehen, gefunden, gefühlt und gehört haben:
Das war Tag für Tag im Blog **stadt.land.text NRW 2017** nachzulesen. Die besten Geschichten und Bilder aus dem Blog sind in diesem Buch versammelt.



9 783000 591068

ISBN 978-3-00-059106-8

gefördert vom

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



VERNETZEN. KOORDINIEREN. FÖRDERN.
regionalekulturpolitik nrw

stadt.land.text
10 Kulturregionen im Blick

NRW
2017